



Das Marienkäferkind

Vier Erzählungen

Winfried Paarmann

Umschlagabbildung von Winfried Paarnann
Vier Zeichnungen von Sarah Karg-Steidele
- 1. Aufl. - Oberhausen : Athena, 2000
(Edition Exemplum)
ISBN 3-932740-67-X
1. Auflage 2000
Alle Rechte vorbehalten
Übernommen: Goldwaage-Verlag 2017

Das Marienkäferkind

I

Einmal hatte sie diesen gelungenen Tag erlebt.

Ein Papierdrachen hing an der Regenrinne, gerade vor ihrem Fenster, von irgendwo her geweht aus der Luft, die pergamentene Fläche blitzte im Licht der frühen Vormittagssonne, sie konnte hinausgreifen und ihn ins Zimmer ziehen; der Vater half ihr, den eingerissenen Triangel zu flicken und am unteren Rahmenende eine neue reißfeste Schnur zu befestigen, auf der Wiese spielten die beiden Jungen vom Nachbarhaus, Daniel und sein älterer Bruder, sie ließ den Drachen zu ihnen hinab gleiten - als Geschenk, wie sie sagte, dann fasste sie selber Mut und kam die Treppe hinunter, die Nachbarjungen holten ihre eigenen Drachen jetzt aus dem Haus, alle rannten sie gegen den Wind an, der immer erneut eine Böe über die Wiese warf, sie rannten mit keuchenden Lungen, bis die Drachen sich endgültig hoben - ohne erneuten Absturz, höher und höher; alle drei Drachen flatterten schließlich hoch in der Luft, knatternd, mit wehenden Zotteln, drei Flossentiere im funkelnden Blau; ein heller Spätsommertag, die Luft lag glitzernd und warm auf der Erde, erfüllt vom Duft der Obstbäume rings in den Gärten, die Bienen summten über den Klee und stachen nicht, das kniehohe Gras rollte in grünen Wellen bis an die ferne Straße.

Eine Schnur riss, es War der Drachen von Daniel, sie blickten sich beide erschrocken an, plötzlich doch lachte er einfach, klatschte sogar in die Hände, sprang dem hoch aufschießenden Drachen mit hüpfenden Schritten nach; sie sahen sich wieder an, da fasste sie diesen Entschluss: plötzlich ließ sie ihren ebenfalls frei, er flatterte rasch hinterher, die Drachen umtanzten sich, zwei befreit davonjagende Tiere, wiegten sich über den Baumspitzen. Daniel klatschte und lachte.

Der ältere Bruder, Richard, stand mit nach hinten gebogenem Nacken, wachsam und mit gespannten Lippen, seinen ließ er nicht los.

Auf einmal trennten die Drachen sich. Eine Windböe drückte ihren zurück, er torkelte, stürzte. Die Flickenstelle war wieder zerrissen. Mit kreisenden Bewegungen sank er zur Erde, stürzte dann in die hohe Pappel am Ende der Wiese.

Dieser Baum hielt ihn fest mit dem Rest des Knäuels jener langen, heillos verhedderten Schnur, zwanzig Meter über der Erde - ein kleines farbiges Stückchen Fensterglas im obersten Gipfelgeäst.

Höher, immer noch höher schoss der andere Drache hinauf.

Schließlich ein winziger Punkt, der flimmernd verschmolz mit dem schimmernden Blau.

Noch oft sah ihren Drachen im Baum, mit funkelnder Pergamentfläche spiegeln im Licht; im Winter mit weißen Hauben bedeckt und sogar einem Schneebart am spitzen Kinn.

Das aber war schon lange nicht mehr der Tag.

Die üblichen Tage: Das war die zerschabte Zimmertapete neben dem Schularbeitstisch, der dumpfe Ledergeruch der Schulmappe, die immer voll war vom Kichern der anderen Mädchen, wenn sie sie auskippte. Die voll war von diesen Grammatikformeln, den schweißverklebten, bekritzelten Buchseiten, den Algebraformeln, den Heften mit Butterflecken. Sie saß bis in den späten Nachmittag davor, manchmal bis in den Abend, das alles war mit ein paar raschen Gedanken nicht sofort zu begreifen.

Doch war es noch immer erträglicher als dies Gekicher der anderen Mädchen: Gundula mit den Kuhaugen, Gundula mit den Spaghettihaaaren und Schweißfingern, Gundula mit der Kuhlippe.

Die Haare gehorchten dem Kamm nicht; und es stimmte, dass ihre Augen etwas hervortraten und manchmal, morgens besonders, wie träumende „Kuhaugen“ aussahen. Und sie wusste, dass ihre Hände oft schweißig waren - aus einer sonderbaren Aufregung heraus oder vielleicht auch aus Angst, das war ihr selbst nicht erklärbar.

Immer wenn diese Aufregung oder Angst sie befiel, und das geschah oft, dann verhuschten ihr jedes Mal auch die Worte auf der Zunge. Diese Zunge klemmte häufig wie ein sperriges Stück trockener Teig zwischen den Zähnen und wollte die Worte einfach nicht formen, nur nuschelige Laute, die aus dem Mund glitten.

Doch das schlimmste war diese Lippe. Sie war unförmig, wulstig und dick, beim Sprechen und Lachen ver-

zog sie sich ungleichmäßig nach rechts in die Höhe. Und schlimm war auch diese Narbe über der rechten Braue - lang wie der Nagel, an dem sie sich damals die Wunde beim Sturz von der Kellertreppe gerissen hatte. Diese Narbe besaß ein seltsames Eigenleben, manchmal schien sie fast völlig verschwunden, dann wieder trat sie rot leuchtend hervor, ein feuriger Strich, und war auch mit Pudern kaum zu verstecken.

Immer wenn jemand sie unverhofft ansprach, wünschte sie, sie könnte ganz in sich selbst verschwinden.

Sie lebte allein mit dem Vater. Mutter war schon vor Jahren gestorben, zwei Jahre nach ihrer Geburt.

Gundula hatte kein Bild mehr in ihrer Erinnerung, keines in klaren Konturen. Doch zwei Fotos hingen neben dem Bett an der Wand: Vater und Mutter am Tag ihrer Hochzeit; die Mutter mit ihr als Wickelbaby auf dem faltenlos geglätteten Schoß.

Mutter war, wie die Fotos es zeigten, eine schöne Frau gewesen. Doch offenbar hatte sie alle Schönheit verbraucht, ganz für sich, und hatte so nichts mehr Vererbten können.

Oder die Natur hatte einfach einen Fehler gemacht, etwas bei der Kopie war ihr missglückt. Oder Mutter war möglicherweise auch eine völlig andere Frau gewesen.

Vaters Frauen wechselten jährlich, manchmal sogar jeden Monat, und vielleicht verhielt es sich immer schon so. Gundula war es gewohnt. Manche besannen sich dann und wann auf die fürsorglichen Gesten der

Mutterrolle. Doch in kurzer Zeit schon waren sie wieder ausgetauscht.

Einmal hatte Gundula durch die spaltweit offene Schlafzimmertür ein Gespräch des Vaters mit einer der wieder neuen Frauen belauscht. Die Fremde fragte ihn dort auf dem Bett, kichernd und schon etwas alkohollallend, ob „dieses kleine Monstergesicht“ in der Tat seine eigene Tochter sei oder ob man sie „irgendwann bei ihm ausgesetzt“ hätte. Vater knurrte missbilligend, ohne ein Wort der Erwiderung. Doch es folgte ein weiteres Kichern - der immer wieder heimlich gefürchtete, der längst schon bekannte Pfeil.

Vater umsorgte sie fürsorglich. Sie konnte sich an lange Waldspaziergänge erinnern, auf denen er sie auf den Schultern getragen hatte. Wenn er das Haus in der Frühe vor ihr zur Arbeit verließ, fand sie neben dem bereitgestellten Frühstücksteller immer auch etwas zum Naschen.

Manchmal ließen die Frauen an seiner Seite ihm wenig Zeit für sie. Dann immerhin wuchsen die Berge von Süßigkeiten auf ihrem Nachttisch.

Vater lachte viel. Der Tod der Mutter hatte keinen Schatten von Traurigkeit in ihm hinterlassen, so schien es. Sie empfand ihn fast immer wie platzend vor Lebenslust - die er mit prallvollen Einkaufstaschen an jedem Wochenende sichtbar in ihre Wohnung trug: Weißwürste, Leberknödel, Frikadellen, frisches Gemüse. Alles für sie und ihn; jedes Mal als müsste er ein halbes Dutzend Kinder durchbringen.

Alles in allem war es ihr rückblickend doch, als habe

sie manchmal das Glück berührt in dieser gewesenen Zeit.

Bis zu jenem Moment, der über ihr niederbrach wie ein schwerer einstürzender Berg. Ein Unglück schrecklich genug, dass sie es immer noch einmal gern getauscht hätte gegen den eigenen Tod. Doch dieser, ihr Tod, er war nichts wert. Wahrscheinlich hätte er niemanden überhaupt wirklich berührt. Es war nichts, was sie hätte zum Tausch bieten können.

Anfangs hatte sie Richard geliebt, den älteren Bruder, wenn auch nur immer von fern, heimlich, in scheuer Bewunderung.

Richard war schön. Richard war groß. Sie liebte ihn vom ersten Moment.

Wenn sie Daniel die Nase abputzte oder nach der Begrüßung die Haare kämmte, wünschte sie häufig, es wäre er. Und es war ja auch sein Gesicht - die gleiche wache, strenge Rundung der Brauen, die gleiche Lippe, die stark und gebieterisch war, das gleiche helle, forschende Augenleuchten; alles noch klein, zerbrechlich, doch schon ein Versprechen, das sie in seiner ersten Einlösung kannte.

Sie brachte ihm das Seilspringen bei, er ihr das Werfen und sichere Treffen mit Kieselsteinen. Sie versah ihn mit Salben und Pflastern, wenn er gestürzt war. Sie suchten gemeinsam vierblättrigen Klee, und wo er hinsah, dort schossen die Glücksbringer immer schon mengenhaft aus dem Boden. Gundula presste sie zwischen zwei Buchdeckel, anschließend griff sie ein weiteres Buch aus

dem Bücherschrank und begann ihm vorzulesen. Sonderbar locker, fast leicht war die Zunge in diesen Momenten.

Sehr versunken saß er dann bei ihr, doch waren die Menschen einer Geschichte plötzlich zu böse und war ein gewisses Maß an Lüge, Tücke und Niedertracht überschritten, so sagte er ihr, sie solle eine Seite vorausblättern, und er zeigte ihr mit dem Finger die Stelle, wo sie fortfahren sollte.

Er liebte vor allem die lustigen, die manchmal auch ganz verrückten Geschichten, doch wieder nicht nur, manchmal auch sollte es spannend und sogar etwas traurig sein; dann aber doch nicht zu sehr. Er konnte rasch weinen - das wusste sie, aber in ihrer Gegenwart weinen, das wollte er nicht.

Besonders mochte er jede Art von Musik. Er lockte sie aus Vasen und Rohren, helle und harte, dunkle und weiche Klänge, aus Steinen, aus Hölzern, die er gegeneinander schlug.

Später übten sie zu zweit auf dem Glockenspiel. Auf Anhieb traf er fast immer genau jeden Ton, das musste sie selbst mühsam lernen. Auch wenn er vier Jahr jünger war - auf manches verstand er sich weit besser als sie. Er hatte ein „Zauberglas“ gefunden. Auf den ersten Blick war es nur eine gewöhnliche Glaskugel, etwa tennisballgroß, unten abgeflacht, so dass man sie hinstellen konnte. Der ältere Bruder erklärte, es wäre ein alter Briefbeschwerer. Genau durch die Mitte lief ein Sprung, und das einfallende Licht brach sich hier in funkelnden Farben, besonders wenn man die Kugel gegen das Fens-

ter hielt. Die Oberseite war milchig-matt und etwas zerschabt, doch alles, auch der Sprung durch die Mitte, war wichtig und gehörte zusammen.

Daniel hatte entdeckt, dass er manchmal Bilder in dieser Kugel erkennen konnte. Er hatte ohne Absicht längere Zeit auf die Kugel gestarrt und plötzlich tauchte ein Bild auf. Und mit diesem Bild hatte es seine Besonderheit. Denn kurz darauf geschah etwas, was genau mit dem Bild zu tun hatte: Überraschend kam ein Besuch und brachte ein Geschenk mit; oder ein Feuerwehrauto brauste vorbei - genau zu dem Feuer, das er mit seinem Schein bereits in der Kugel erkannt hatte.

Darüber hinaus stellte er fest, dass er mit der Kugel auch zaubern konnte. Zum Beispiel ließ sich damit ein Apfel von einem Baum herunter zaubern, wie er entdeckt hatte. Er stand unter dem Baum mit den reifen Herbstäpfeln und dachte den einen Gedanken: jetzt soll ein Apfel herunter fallen, und tatsächlich fiel er herab. So ging es auch mit einem Kastanienbaum, von dem eine Kastanie kollerte.

Man musste die Zauberenergie schonen, deshalb probierte er es nicht zu oft, alles in allem. Und manchmal musste man etwas länger Geduld aufbringen und warten. Am Ende doch hatte er immer Erfolg. Er erklärte es so: Es war alles eine Sache der genauen Gedanken und eine Sache des Willens. Die Kugel half dabei. Doch vor allem war wichtig, dass er etwas ganz genau dachte und wollte. Dann musste es auch geschehen. Es war eine heimliche Macht, man musste sie nur entdecken.

Auch Gundula nahm die Kugel einige Male in die

Hand, mit scheuem Respekt, doch den Versuch des Zauberns wagte sie nicht. Daniel sagte ihr, sie solle es gleichfalls probieren. Sie schüttelte den Kopf, dann tat sie es doch - mit einer ganz leisen inneren Stimme. Sie hatte gedacht und gewünscht: ein Vogel solle vorbeifliegen und auf dem Fensterbrett halt machen. Doch nichts geschah. Fast war sie erleichtert. Das Zaubern, die richtige Konzentration der Gedanken war Daniels Sache. Das würde sie niemals lernen.

Am Abend, als sie wieder allein im Zimmer war, bemerkte sie ein Geräusch vor dem Fenster. Ein Vogel saß auf dem Fensterbrett und pickte gegen die Scheibe. Sie unterdrückte einen plötzlichen Schrei. Der Vogel saß noch zehn Sekunden auf seinem Platz vor der Scheibe, dann flog er davon.

Sie malten zusammen: Weite Prärien und Pferde darin, Bären und Drachen im Unterholz dunkler Urwälder, Adler hoch über Gletschergipfeln, verirrte Schiffe in nördlichen Eismereen. Immer gehörte auch eine Geschichte dazu, meistens eine, die sie ihm vorgelesen hatte, für die sie aber manchmal ein neues ganz anderes Ende erfanden, besonders wenn dieses zu traurig war.

Wenn sie eines der Bilder nach Tagen ein zweites Mal ansahen, war immer mehr darauf zu entdecken, als was sie vorher beide gemalt hatten, und sie mussten auch die Geschichte noch einmal ändern.

Sie begann alle Bilder zu sammeln, die Daniels und auch ihre, es waren inzwischen genug für ein Geschenkalbum, vielleicht zum Geburtstag von Da-

niels Eltern, vielleicht auch für Richard.

Sie verwahrte sie gut im Schrank. Es war ihr Geheimnis.

An den Sommertagen las sie ihm manchmal auch eine Geschichte im Freien vor, am liebsten unter dem kleineren Baum am Ende der Wiese, neben der hohen Pappel, eine Ulme mit dunklem, summendem Blätterdach.

Man spürte einen seltsamen Frieden darunter, beide waren sich in dieser Feststellung einig. Eine der Geschichten, die sie dort lasen, handelte selber von einem Baum. Die Tante hatte sie ihr geschickt. Dieser Baum, auch wenn er normale Blätter und Wurzeln hatte, war doch kein wirklicher Baum, kein Baum von der Erde. „Innen drin“, wenn man sein Geheimnis erkannt hatte, war er ein „Wesen im Schlaf“, aus einer fernen Weite des Alls, nur in der Gestalt eines Baums, in der es „ausruhte hier in der Zeit“. So hieß es in dieser Geschichte.

Sie rätselte, was gemeint sei damit. Nur Daniel fragte nichts. Er lauschte mit leuchtenden Augen. Es schien, er hatte es gut begriffen.

Als Gundula nach einer Sommerferienzeit von der Tante nach Haus zurückkehrte und wieder die Stelle am Ende der Wiese aufsuchte, war dieser Baum, die dunkle Ulme, ganz spurlos verschwunden.

Kein umgeschlagener Stamm. Nicht einmal eine ausgerissene Wurzel.

Nichts zeigte die Stelle mehr an, wo er einmal gestanden hatte.

Einmal - es war einer von Daniels letzten Besuchen bei ihr - sah sie vom Fenster aus, dass er sich selber sorgfäl-

tig kämmte, bevor er den Klingelknopf drückte.

Auch Richard liebte sie noch. Manchmal, wenn sie Daniel zurück an die Tür brachte, stand Richard auf dem Balkon und winkte freundlich hinunter. Sie sah die strenge Rundung der Brauen, sie sah seine Lippe, die stark und gebieterisch war. Sie sah seine blonden Haare im Wind wehen.

Wie immer fand sie, dass er Löwenherz heißen müsste.

Doch sie wusste es von Beginn: dass er bei weitem zu mächtig, zu erhaben, zu stolz für sie war.

Dann geschah es:

Immer nur wünschte sie, die Zeit wäre stehen geblieben in dieser Sekunde. Oder noch einmal zurückgelaufen und hätte dann einen Sprung gemacht - ganz einfach über diesen Moment hinweg, der niemals hätte geschehen dürfen. Nie hätte die Macht haben dürfen, dies Bild, dieses würgende, für immer und unauslöschlich in ihre Seele zu drücken.

Plötzlich hatte er diesen kleinen Marienkäfer auf dem Pflaster des Gehwegs bemerkt, er bückte sich, schob ihn sanft auf den Zeigefinger, um ihn vor den Füßen der Leute retten – da erhob sich der Käfer erneut, die kleine Jungenhand streckte sich ihm hinterher, zog die Schritte mit sich, direkt auf die Straße.

Der quietschende Aufschrei der Räder stürzte jäh und übergangslos in diesen Schacht der lähmenden, schwarzen Geräuschlosigkeit, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Momentweise sah es so aus, als ob er nur schlief. Und der Mann aus dem Wagen, der ihn nun aufhob, sagte auch leise stammelnd, er atme und er höre ruhig das Herz schlagen.

Doch Daniel hielt die Augen geschlossen, so oft sie auch flüsterte oder rief.

Reglos blieb er auch, als man ihn auf die Trage legte und der Krankenwagen mit heulenden Sirenen davonraste.

Sie suchte den Stadtplan aus dem Schreibtisch des Vaters und brach auf zur Krankenstation, wo Daniel lag; eineinhalb Fußstunden.

Man fragte sie, ob sie eine direkte Angehörige wäre; nur Angehörigen sei der Zutritt gestattet.

Beim zweiten Mal erklärte man ihr, Daniels Eltern seien benachrichtigt. Sie könne dort alles erfahren.

Sie wagte nicht an der Tür des Nachbarhauses zu klingeln.

Doch am Abendbrottisch sprach auch der Vater davon.

Alle wussten es inzwischen rings in der Nachbarschaft.

Sie fühlte die taube Stelle in ihrem Herzen. Nicht einmal Raum für Trauer gab es in diesem Moment; nur Lähmung und Leere.

Ein Gemeindepfarrer sprach vor dem offenen Grab. Er sagte den Leuten, sie sollten nicht traurig sein, denn Daniel wäre jetzt wieder bei Gott.

Diese Worte kamen ihr häufig noch in den Kopf. Sie fragte sich, wer dieser Gott sei und warum er Daniel so dringend zurückhaben wollte.

Vielleicht dass er dies alles so richtig geplant und entschieden hatte. Wenn er so gütig und weise war und alle Menschen auf Erden liebte, wie der Pfarrer behauptete.

Aber das konnte letztlich niemand versichern. Auch der Pfarrer hatte ihn niemals gefragt und jemals persönlich gesprochen und kannte ihn nur aus der schwarzen Bibel, die er immerzu bei sich trug.

Gott - wenn es ihn gab und wenn er all diese Macht besaß - hatte Daniel wieder zurückgenommen. Er wollte ihn für sich selbst. Er fragte nicht nach den Menschen, so schien es, die zurückblieben und weiter allein leben mussten.

Dies war kein Gott, wie sie fand, den auch sie selbst lieben konnte.

Sie lebte noch stiller seitdem. Immer wie mit etwas angehaltenem Atem.

Daniel war tot.

Sie glaubte ihn für immer aus ihrem Leben verschwunden.

II

Es gab verschiedene Etappen in ihrem Leben.

Gundula das Hausmädchen; Gundula die Köchin in einem Kinderheim; Gundula die Kioskfrau; Gundula die Wasch- und Bügelfrau in dem Reinigungsgroßbetrieb.

Drei Jahre Haushaltsschule, ganz zu Beginn. Damals lebte sie noch mit Vater zusammen. Aber er war schon

arbeitslos.

Das Geld, das sie monatlich heimbrachte, half inzwischen die Einkaufsstüben zu füllen, die aber doch schmal und hohlwangig blieben im Vergleich zu den früheren Jahren.

Sie hätte manchmal, während der Jahre als Köchin im Heim, gern eine der Kindergruppen in ihre Betreuung genommen, etwa in Vertretung einer erkrankten Erzieherin, man fragte sie auch, aber der Mut ging ihr jedes Mal aus. Es war zu unwahrscheinlich, sie würde sich durchsetzen in diesem Gerangel, dem Knäuel der Arme und Beine, zu unwahrscheinlich man würde sie lieben. Selbst die Betreuerinnen, die es gelernt hatten, taten sich schwer, schienen oft ratlos im plärrenden Lärm der Aufmüpfigkeiten, in den hundert kleinen und großen Ausbruchsversuchen.

Immerhin, als sie ging, war alles geschmückt für ein Fest, jede Gruppe sang oder sprach ein Gedicht, die Sonne leuchtete auf den artig singenden Mündern der kleinen Gestalten.

Die Kinder hatten eine Bildermappe für sie gemalt, die man ihr in einem glitzernden Seidenpapier überreichte. Noch einmal ein fast gelungener Tag.

Nachher doch weinte sie, noch wochenlang fühlte sie sich wie eingesperrt in dem kleinen Kiosk, den sie nun bezog – ein dunkler, schäbiger Käfig, wie sie es anfangs empfand. Doch wie immer holte die Gewöhnung sie ein.

Ein Freund des Vaters hatte ihn ihr vermacht, kaum war es ihr eigener Wunsch gewesen, jetzt stand sie umrauscht vom brüllenden Strom der breiten Hauptver-

kehrstraßen, man begann sie zu kennen, wie eine alte Laterne, weniger um des Leuchtens willen als zur Markierung dort aufgestellt. Wenn sie die Zeitungen, Zeitschriften und Zigarettenpäckchen hinausreichte, fiel auch ein Wort dabei ab übers Wetter, die Reisezeiten, die Rheumakuren, die Modetrends; man kannte sie schließlich, und vielleicht dass sie manchmal tatsächlich ein bisschen auch leuchtete.

Und eigentlich begann sie ihn langsam zu lieben, den kleinen Käfig mit seinen Schwaden von Tabaksqualm in der Nachmittagszeit, dem Klirren geleerter Flaschen, dem Lachen und Streiten der Männer. Er war ihr kleines Zuhause.

Mehr als die graue Hochhauswohnwabe, die sie seit Jahren allein bewohnte.

Ihr Vater war, als sie zwanzig war, aus ihrem Leben verschwunden.

Wochen nach einem Reiseaufbruch schrieb er ihr eine Karte aus Kanada: Er habe dort endlich die Frau seines Lebens gefunden und auch wieder Arbeit. Wenn er ausreichend Geld habe, werde er ihr ein Flugticket schicken, damit sie ihn und die Frau besuchen komme, vier Wochen oder auch ein halbes Jahr, wenn sie wolle.

Dies blieb für immer das letzte Lebenszeichen von ihm.

Ein Jahr zuvor hatte sie eine eigene kleine Wohnung bezogen, im Zentrum der Stadt. Von ihrem Wohnzimmer aus, acht Stockwerke hoch, sah sie auf nächtlich hell erleuchtete Läden und funkelnde, bunte Reklame tafeln, Kneipen und Bars.

Manchmal, für einige Tage, spürte sie einen neuen ungewöhnlichen Mut in sich wachsen. Er half ihr, vor dem Spiegel zu stehen, für eine ganze Abendstunde, sie probierte davor neue Haartrachten aus, neue Blusen und Röcke, neue Schminken und Puder.

Wenn sie den Kopf in einem bestimmten Winkel zum Spiegel drehte, entdeckte sie dieses Profil mit der kleinen sanft gebogenen Nase, der klar gezeichneten Wangenrundung. Unverhofft grüßte es freundlich zurück und warb: sie möge es annehmen und einfach ein bisschen zu lieben beginnen.

Ab und zu geschah es nun auch, dass sich Männer in ihrer Wohnung einfanden. Es waren ausnahmslos ältere, und keine dieser Bekanntschaften dauerte länger als einige Wochen. Die meisten verschwanden plötzlich ohne ein Wort der Erklärung, manchmal bereits nach wenigen Nächten. Keiner dieser Männer schien mehr den Traum von den großen Gefühlen zu kennen, ihn vielleicht auch niemals gekannt zu haben.

Jedes Mal spürte sie zugleich diesen sicher errichteten Zaun, er ließ den Schritt, den möglichen Sturz in das unkalkulierbare Abenteuer der Nähe nicht zu, und dieser Zaun war ein Schutz. Wie jene Männer lernte sie, diese Tage und Wochen wechselnder Bekanntschaften und Liebschaften als eine Anreihung kleiner Nettigkeiten betrachten. Sie ließen nur wenig Trauer und Schmerz des Vermissens zurück. Liebe war ein zu großes Wort, es war klug, man nahm vorlieb mit den kleineren.

Einen begann sie doch schließlich zu lieben. Er quar-

tierte sich wochenlang bei ihr ein, sie schlenderten über Stunden Arm in Arm durch den Park. Der Sog seiner dunklen Augen, der sanfte Druck seiner Lippen vereinigte sie mit einer nie gekannten rauschhaften Heftigkeit. - Dann erschien eine Frau und erklärte, dass es ihr Mann sei. Doch sie beklagte sich nicht einmal. Sie hatte Zeiten erlebt, in denen er vier Geliebte gleichzeitig hatte, bei jeder baute er sich sein „Liebesnest“, das er jeweils nach Stimmung aufsuchte.

Gundula fühlte eine schwarze Wolke ihr Herz greifen, es einhüllen in eine bittere unentrinnbare Finsternis. Es war der Schmerz, den sie heimlich manchmal gefürchtet hatte. Mehrmals hörte sie in den kommenden Tagen sein Klingeln an der Tür. Sie öffnete nicht.

Nach Jahren erschien er wieder - mit dem Blick eines demütigen Hundes: sichtbar ein Häufchen Elend, er hatte Arbeit und Wohnung verloren und nächtigte seit Wochen im Park. Von seiner Frau wie auch von allen anderen Frauen hatte er sich inzwischen getrennt.

Wieder nahm sie ihn auf. Auf seinem Gesicht erschien das bekannte smarte Lächeln, er blitzte vor Charme und Zuvorkommenheit und wieder sparte er nicht mit Küssen. Ein zweites Mal erlaubte sie sich, ihr Herz zu öffnen.

Sechs Wochen darauf stand, in einer späten Nachtstunde, die Polizei vor der Tür: Wie man ihr unmissverständlich erklärte, handelte es sich um einen seit langem polizeilich gesuchten Scheckbetrüger und Hochstapler.

Sie besuchte ihn wöchentlich zweimal in seinem Gefängnis, über acht Jahre hinweg, die er verurteilt worden war.

Ein halbes Jahr vor seiner Entlassung musste sie feststellen, dass sie keineswegs die einzige Besucherin war. Eine andere Frau besuchte ihn ebenfalls - eine seiner früheren Geliebten; ein zierliches grell geschminktes Püppchen von Frau, das ihn mit wiegenden Hüften und zudringlichen Gesten der Zärtlichkeit umwarb, die er zusehends erwiderte.

Sie hatte sich über Jahre nach dieser Liebe verzehrt – und fühlte sie doch auf einmal wie aufgebraucht. Nach einigen Wochen empfand sie, es wäre besser, sich völlig zurückzuziehen. Dieser Zweikampf war nicht zu gewinnen.

Das kleine jahrelang sorgsam gepflegte Glück warf sie fort wie ein unnütz gewordenes Gepäck, ohnehin war es verloren.

Sie fühlte: der einmal geträumte Traum der großen Liebe – in ihrem Leben hatte er keinen Platz.

Wieder vor ihrem Spiegel stehend, erkannte sie, dass ihr Gesicht inzwischen reich von Falten gezeichnet war.

Das Kapitel Liebe war gelebt und vorbei.

Es war gut, dies klar zu begreifen. Endgültig vollzog sie den Bruch.

Das Funkeln der Reklamelichter, das bunte, lebensvolle Flimmern der Straßen war mit den Jahren wie ausgebleicht, nur noch ein greller nervöser Lichtertanz, den sie doch kaum noch wahrnahm.

Wirklicher war das graue Labyrinth der Häuserblocks,

mit ihren Hinterhöfen und Kellern, mit zahllosen fremden, oft finsternen Gestalten bevölkert, so dass sie immer rascher nur in ihr Zimmer heim flüchtete.

Innen war es heller als außen. Wenn sie nur die dunklen Träume nicht heimsuchten. Die waren noch selten in dieser Zeit.

Und doch: Sie nahmen nun ebenfalls zu. Die früheren, die sie häufig verscheucht hatte; die späteren, die gleichfalls längst Teil ihres Lebens geworden waren.

Manchmal spürte sie es, als ob sich ihr Leben - außen wie innen - in einen fensterlosen, grauen Tunnel verwandelte.

In diesem Tunnel war es ihr, als ob es keinen Wechsel der Jahreszeiten mehr gäbe, weder das leuchtende Gelb oder Grün eines Sommertags noch die Farben und das schimmernde Grau eines Herbst- oder Wintermorgens, nur immer verschieden bemalte Kulissen. In den Regennächten lag sie oft wach und fühlte: Einzig die Regennächte waren noch wirklich. Sie waren, wie es auch innen war: mit dieser dichten, doch warmen Traurigkeit angefüllt.

Doch selbst diese Traurigkeit schien ihr nach und nach schattenhafter und grauer zu werden.

Die verschiedenen Etappen in ihrem Leben - alle waren sie nicht mehr als kleine Programmnummern vor einer aufgestellten Kulisse gewesen, die sie erlernt und gehorsam ausgefüllt hatte. So empfand sie es selbst.

Auch den Kiosk hatte sie nun schon seit Jahren verlassen.

Bei einem Unfall war sie vom Fahrrad gestürzt, ein

Motorrad schleifte sie meterweit über das Pflaster, mit gebrochenem Becken lag sie zehn Wochen im Krankenhaus.

Der Kiosk war verwaist und hielt Ausschau nach einer Nachfolgerin.

Als sie endlich zurückkehrte, war der Kiosk vergeben und kampflös nicht mehr zurückzugewinnen. Doch kämpfen wollte sie nicht.

Ihr Leben lang hatte sie niemals gekämpft; das würde sie nicht mehr lernen.

Jetzt stand sie täglich an diesem Bügeltisch, eingehüllt in Dampfschwaden und klappernden Maschinenlärm. Manchmal wenn sie eine Reihe von Rockfalten glättete, träumte sie sich Geschichten von den Frauen zusammen, die diese Röcke trugen. Überhaupt meinte sie, dass sie gern gewusst hätte, für wen sie einen Rock oder Mantel mit Sorgfalt herrichtete.

Aber das waren nur alberne unnütze Gedanken in ihrem Kopf.

Einmal hatte sie einen über zwei Wochen in verschiedenen Episoden sich fortsetzenden Traum:

Jedes Mal auf ihrem Arbeitsweg in die Stadt bemerkte sie eine neue, ihr bislang unbekannte Schilderreihe um sich. Immer enthielten sie Anweisungen, wie sie die Straße zu nehmen, wie sie die Kreuzungen zu überqueren, schließlich wie sie ihr Haus zu verlassen hätte.

Große Straßenumbauten schienen das zu erfordern, doch immer mehr schloss dieser Schilderwald nun ihr Haus ein, auch ihren winzigen Garten, legte den Weg zu den einzelnen Beeten fest; zuletzt war der Garten fast

unpassierbar geworden.

Auf alle Fragen erhielt sie die Antwort: Es seien die Maßnahmen des neuen Stadthalters und seiner Verwaltung, sie solle sich an die Gebotstafeln halten und weiter nichts fragen.

So konzentrierte sie ihren Garten zuletzt auf ein einziges Beet, direkt vor dem Fenster, zuletzt war es nichts mehr als das Stück Erde mit einer einzigen Azalee. Irgendwie wusste sie noch, sie hielt sie für einen bestimmten Zweck dort bewahrt, doch sie hätte nicht sagen können wofür.

In wachsender Furcht um die eine verbleibende Azalee nahm sie sie ganz ins Haus. Plötzlich begriff sie, dass sie seit Jahren ein Gefängnis bewohnte.

Was sie für ihren täglichen Arbeitsweg hielt, waren nur ihre stundenlangen Verhöre gewesen, sie war fast ganz und gar stumm geworden dabei.

Auf einmal begannen die Mauern sich zu verändern – je mehr sie dies alles begriff, wurden sie durchscheinend, durchsichtig. Und etwas zweites erstaunte sie nun: In nicht weiter Entfernung wuchs vor ihr ein Regenbogen, spannte sich über den Schilderwald auf ihren Garten zu, schließlich traf er genau auf die Azalee auf ihrem Fensterbrett.

Sie überwanderte ohne Mühe die Stadtlabyrinth und Straßenschluchten darauf, die nur ein weit gefächerter Gefängnisbau waren.

Im Aufwachen fühlte sie: Sie müsse hier fort. Die Labyrinth der Stadt, die brüllenden Straßen dürften nicht die Macht haben, sie für immer hier festzuhalten.

Ihr Atem war klein und gepresst, nur noch ein flaches Rinnsal. blieb sie, er würde ganz ausdünnen, in die völlige Lautlosigkeit, ins Nichts.

Aber wohin?

Es gab keinen Ort.

Sie hätte nicht glauben können, dass Daniel in ihr Leben zurückkehren könnte.

III

Es war vier Wochen genau nach der letzten Nacht eines Traums, als sie unvermittelt und plötzlich zielstrebig aufbrach, das Blatt mit den Wohnungsinseraten in ihrer Tasche.

Schon bei der dritten Anfrage hatte sie unerwartet Erfolg.

Eine Mansarde in einer kleinen kastenförmigen altersehrwürdigen Villa, mit makellos weißen Fassaden und einem gepflegten Garten dahinter; alles in einem stillen abgelegenen Viertel mit schmalen Straßen, die wieder von gepflegten Gärten gesäumt waren.

Ein junges Ehepaar bewohnte die Etage unter ihrer Mansarde, selbst erst seit knapp einem halben Jahr. Beide waren berufstätig, wenn auch die Frau wohl nur halbtags, und kinderlos. Man sah sie selten zusammen, Morgen für Morgen bestiegen sie jeder das eigene Auto und kehrten alleine wieder zurück.

Sie führte nachmittags und abends den Hund aus, er stand nach Feierabend häufig in der Garage, in Arbeitsmontur, lag am Boden unter einem der Autos, hantierte

mit Schweißbrennern, lackierte und putzte.

Sie glich in ihrer gepflegten Garderobe einem der nicht mehr ganz jungen Mannequins in den Katalogheften – wenn sie den Fuß hinaus auf die Straße setzte, war es immer, als betrete sie eben den Modesteg. Führte sie freilich den Hund spazieren, wurde sie manchmal abrupt von dem kräftiger Boxer ein paar fliegende, stolpernde Schritte vorangezogen, auf wackligen Stöckeln, bis sie mit harter Kommandostimme den Hund wieder bändigte.

Sie hießen Herr und Frau Dupal, man lächelte freundlich, wenn man einander begegnete. Doch man sprach kein persönliches Wort.

Es waren zwei unterschiedliche Ereignisse, von denen Gundula erst später erfuhr, die einen ungewohnten Gedanken in den Köpfen der beiden Eheleute in Gang setzten.

Gundula sah nur, was allem folgte: Ein kleines Kind wohnte plötzlich im Haus, ein etwa fünfjähriger Junge.

Herr und Frau Dupal hatten seit einigen Monaten Geld für den Kauf einer neuen Einbauküche zurückgelegt, Fernseher, Stereoanlage und Videogerät waren bereits mit dem Umzug erneuert worden, jedes Zimmer neu tapeziert und mit neuen Möbeln gefüllt, und auch die Autos bedurften noch keiner Auswechslung.

Als neues lohnendes Ziel blieb einzig die Küche. Da gerieten die beiden beim Besuch einer Messeausstellung, halb unfreiwillig, in ein Verlosungsspiel und gewannen - Herr Dupal konnte eine leise Verwünschung nicht unterdrücken – eine komplette Kücheneinrich-

tung.

Eine weitere sinnvolle Anlage des Geldes war nirgends in Sicht, möglicherweise hätten sie reisen können, doch Herr Dupal war durch Reisen nicht zu verlocken. Da geschah ein paar Tage später dies zweite:

Bei seinem üblichen Ausgang am frühen Nachmittag riss sich der Hund von der Leine los, lief schnaubend und zähnefletschend auf einen Artgenossen auf dem anderen Bürgersteig zu - wie gleichzeitig einem Mülltransporter entgegen, der an diesem Platz eben ratternd wendete; es war nicht sicher, wem seine plötzliche Kampfpose galt, dem Artgenossen oder dem Mülltransporter, doch letzterer zog ihn erbarmungslos unter die Hinterräder. Der Boxer verendete auf der Stelle.

Der Gedanke lag nahe, sich einen neuen Hund zu beschaffen; aber er hätte das nun ersparte Geld kaum benötigt.

Dagegen doch gab es elternlose, bedürftige Kinder.

Frau Dupal hatte soeben einen Zeitungsartikel zu diesem Thema gelesen, ihr Mann beschränkte sich auf den Kommentar: dass dies wahrscheinlich viel Arbeit bedeutete.

Doch im Prinzip war die Sache damit beschlossen, der Antrag auf Adoption wurde eingereicht.

An zwei Nachmittagen kauften sie Spielzeuge ein. Ein ganzer zimmerbreiter Wandschrank war schließlich damit gefüllt.

Vier Monate später bezog der Junge sein Zimmer, das – mit dem breiten Fenster zum Garten - genau unter Gundulas Schlafzimmer lag.

Sein Name war Itan, er hatte schwarze und volle Locken und große, noch schwärzere Augen, die sich, wach blitzend, fast immer in rascher Bewegung befanden.

Gundula hörte ihn, gewöhnlich gegen die Abendzeit, häufiger leise singen, dann auch mit einem Gegenstand einen Takt oder Rhythmus schlagen, anfangs klang es wie Holz auf Holz, dann auch wie klirrendes Porzellan oder helles Metall, an manchen Tagen wurde das Schlagen zunehmend heftig und ungestüm, bis ein ermahnendes „Schluss jetzt!“ vom Nebenzimmer dazwischenfuhr.

Doch das rhythmische Schlagen setzte nach einer Weile sanft wieder ein, dann auch das Singen und leise ein Klatschen, vielleicht dass er tanzte dabei, manchmal schien auch ein leichtes Stampfen der Füße heraufzutönen.

Frau Dupal hatte, für diese ersten Wochen der Eingewöhnung, Urlaub genommen. Itan brauchte genaue Beobachtung und Fürsorge, das wusste sie.

Man hatte ihn eines Morgens direkt vor dem Zaun des Kindesheimes aufgefunden, an einen Pfosten gekauert und schlafend, seine Eltern waren möglicherweise Ausländer und hatten ihn ausgesetzt, doch wusste man nichts Genaues.

Als seinen Namen nannte er Itan, dies allerdings erst nach Tagen, davor sprach er nichts. Auch der Name wies auf eine ausländische Herkunft hin; andererseits sprach er ohne Akzent.

Frau Dupal machte ihn in den ersten Tagen mit seinen Spielzeugregalen bekannt, dann mit den Wegen im Gar-

ten.

War der Fernseher ausgeschaltet, schickte sie ihn mit einem Ball oder anderem Spielzeug in den Garten hinter, kam er zurück, griff sie auch manchmal ein Kinderbuch aus den Regalen und las ihm vor.

Der Vater beschränkte sich auf kurze Inspektionen des Kinderzimmers, was er bei seiner abendlichen Heimkehr immerhin als seinen Pflichtteil betrachtete. Dann griff er wie gewöhnlich die Tageszeitung und ließ sich in seinen Sessel vor dem Fernseher fallen, das eine Auge auf die flimmernde Mattscheibe, das andere auf die Zeitungspalten gerichtet.

Fingen Herr und Frau Dupal einmal im Lauf eines Abends an, über ihn, Itan, zu sprechen, vielleicht auch zu streiten, beendete diese Debatten rasch sein markanter Satz: „Du hast es gewollt“.

Frau Dupal achtete auf Sauberkeit und regelmäßiges Essen.

Itan war außerhalb des Hauses immer eine adrette Erscheinung - sorgfältig in die Garderobe gesteckt, die ihre eigenen Modekleider ergänzten. Am späten Nachmittag sah man ihn häufiger auf seinem kleinen blitzenden Fahrrad an ihrer Seite artig eine gemeinsame Runde durchs Viertel abfahren, mal neben ihr, mal ein paar ungeduldige, eilige Fahrrادلängen voraus, bis ihre Stimme, fürsorglich kommandierend, ihn wieder an ihre Seite zurückzog.

Itan war hübsch, ein Vorzeigekind. Und sie verwaltete ihn, in diesem selbstverordneten Amt ihrer Mutterschaft, wie einen kostbaren Gegenstand.

Einmal hörte Gundula nachts ein Weinen. Sie schreckte besorgt aus dem Bett auf. Doch offenbar kam es von einer streunenden Katze im Garten.

Itan weinte nicht. Nicht einmal, dass man glauben konnte, er hätte sich je ernsthaft stoßen und hinfallen können.

Itan schien ein vollkommen glückliches Kind.

Erst als er, nach etwa drei Wochen, das erste Mal Gundula in ihrer Mansarde besuchen kam, erfuhr sie, dass auch er einen Kummer hatte: Er langweilte sich.

Alle Spielsachen im Schrank und die Kindersendungen im Fernsehen, die die Mutter aus der Programmzeitung für ihn aussuchte, konnten nichts daran ändern.

Hatte er eine, manchmal auch zwei Stunden vor dem Fernseher gesessen, begannen die Bilder vor seinen Augen zu flimmern, und er fühlte ein heißes, schreckliches Kribbeln in seinen Füßen und musste herumspringen. Auch ärgerte ihn, wie Gundula schließlich heraushörte, dass alle diese Geschichten ganz ohne ihn abliefen. Niemand fragte ihn irgendwas – auch wenn manchmal ganz dumme oder doch traurige Dinge passierten, die er mit Leichtigkeit hätte verhindern können.

Seine Spielzeuge, die zahlreichen Autos, Schiffe und Flugzeuge, waren ihm inzwischen alle bekannt, ab und zu warf er eins in den Garten, weit in die Sträucher, und fand er es nach Tagen dort wieder, war es tatsächlich noch einmal ein bisschen wie neu.

Gundula holte eine schon ältere Mappe mit Bildern hervor, die sie in einer alten Kommode verwahrt hielt, sie ließ Itan neben sich Platz nehmen und legte Blatt für

Blatt auf dem Tisch ab. Zu jedem Bild erklärte sie etwas, was ihr so eben dabei durch den Kopf ging, Itan saß eine Weile schweigend davor, dann jedoch unterbrach er sie, sagte: „So ist es nicht fertig“, und: „In den Bildern ist alles noch anders.“

Er zog das eben aufgehobene Bild näher heran, es zeigte ein einfaches Holzhaus an einem Feldweg, davor floss ein schmaler Bach, ein Hund stand am Ufer und etwas Rundes neben ihm trieb in den Wellen, ein verlorener Gummiball, am offenen Fenster saß noch ein weiterer Hund und schaute ebenfalls nach dem Bach. So jedenfalls sah sie es selbst.

„Man muss auch zwischen den Bildern gucken,“ sagte Itan. „Dann kann man sie sehen.

Sonst kann man sie gar nicht sehen.“

Und als er nun selbst zu erzählen begann, war sie verwirrt.

In dem Holzhaus brannte gleich hinter dem Fenster ein Feuer in einem Herd, darauf stand eine Suppe, die Frau, die sie kochte, doch schlief und die Suppe war schon zur Hälfte verdampft. Die Frau lag schlafend auf ihrem Sofa, so konnte sie auch nicht hören, was eben passiert war: Der Mann, der sie gerade zum Essen besuchen wollte, war mit dem Auto genau in den Bach gefahren und nur ein Reifen guckte noch aus dem Wasser. Das war das Runde über den Wellen. Und auch der Hund konnte nicht helfen.

Doch es gab noch den zweiten Hund. Zu dem rief der erste etwas hinüber: Er sollte mit seinem Bellen die Frau wecken, so dass sie alle zusammen den Mann aus

dem Bach retten konnten. Und auch die Suppe musste sie endlich vom Herd nehmen.

Itan fuhr mit den Fingern über die Bildfläche, zeigte ihr alles genau, den Schein des Feuers, den Dampf. Wirklich bemerkte Gundula jetzt den Herd hinter dem offenen Fenster, und auch die Luftblasen im Bach, die von dem gesunkenen Auto und von dem Mann am Steuerrad kamen.

Auf dem nächsten Bild war wieder ein Haus, doch diesmal in einem Wald, Zweige und Gräser glitzerten nass von Regentropfen, und zwei Pferde suchten Schutz unter dem Dach.

Dort befand sich, an der Regenrinne befestigt, zugleich noch ein Nest mit einem brütenden Vogel.

Eines der beiden Pferde doch, wenn man genauer hinsah, war ein Kamel. Es war von einer reisenden Karawane geblieben, die hier vorübergezogen war, als Dank für ein gutes Essen, das alle bekommen hatten. Denn vierzig Leute waren mit der Karawane vorbeigereist. Und im Gras lagen überall Diamanten und Perlen, und einige hingen auch an den Zweigen, die waren aus eine Schatzkiste verloren gegangen, als die Leute mit den Kamelen wieder davonritten.

So war es in Wirklichkeit, wenn man genau sah.

In dem Nest in der Baumkrone, so zeigte er ihr, lag ein falsches Ei, ein Adlerei, und die Meise, die darauf brütete, hatte es bisher nicht bemerkt.

Wirklich erkannte sie nun ein fremdes, sehr großes Ei gleich hinter dem Nestrand. Und überall im Gras funkelten Diamanten und Perlen.

Gundula war verwundert, verwirrt. Das alles hätte sie in den Bildern niemals bemerkt. Möglicherweise hatte er Recht.

„Morgen komme ich wieder,“ sagte er an der Tür.
Sie glaubte das nicht.

Er kam.

Doch mit den Bildern wollte er sich für heute nicht mehr befassen.

Er war jetzt viel munterer, hüpfte immerzu durch das Zimmer, rollende Neugier in seinen Blicken.

Er fand einen handgroßen, silbernen Kerzenständer, schlug damit probend gegen die Kupfergießkanne auf der Kommode, dann an die Messinggriffe, die Zinnvase, ließ alle Blumentöpfe auf Gundulas Fensterbrett klirren, die Fensterrahmen, die Scheiben. Ab und zu sah er fragend zu ihrem Sessel zurück, mit blitzenden Blicken, er war wechselnd sanft und heftig bei seinem Spiel, nicht aber Wild und außer Kontrolle.

Also ließ sie ihn hüpfen und Dinge anschlagen.

Auch die Tischlampe klirrte jetzt unter dem Kerzenständer, der Glasschirm und dann der Messinghals, „schön! Schöner Ton!“ sagte Itan, und: „So macht man Musik!“ Er lief erneut zur Kommode, ließ ein Kommodenbein klingen, dann das Kommodenschloss, endlich den weißen Porzellanelefanten, die Obstschale, den Emailleteller, den Aschenbecher, das Elfenbeinnilpferd, die Bilderrahmen - die der Fotos neben dem Sofa und die der zwei größeren Bilder.

Das Spiel bestand schließlich darin, dass Gundula sich

die Augen zuhalten musste und dabei zu raten hatte, was er soeben zum Klingen brachte. Manchmal erriet sie es, aber er ließ jetzt - mit dem Silberlöffel aus dem Kommodenfach - häufig zwei Dinge gleichzeitig klingen. Hatte sie falsch oder richtig geraten, so schlug er beides noch einmal an, sagte erneut: „schöner Ton!“ oder: „schöne Musik!“ Und dann, zum Beispiel: „Aschenbecher mit Vase klingt gut.“ Und: „Bilderrahmen mit Nilpferd - so klingt es, beides zusammen.“ Oder: „Gießkanne zusammen mit Elefant klingt gut. Hör mal – so klingt es!“

Er nannte sie jedes Mal „Gorscha“, sie korrigierte ihn zweimal, doch das „Frau Kornisch“ schien seine Ohren nicht zu erreichen, er machte auch keinen Versuch, es überhaupt auszusprechen.

Dieses „Gorscha“ - etwas erinnerte sie dabei, doch es musste Jahrzehnte zurückliegen.

Dann gab er ihr Kerzenständer und Löffel, auch sie musste anschlagen, und er riet es fast immer genau. Einmal sah sie dabei seine Augen zwischen den vorgehaltenen Fingern hindurch blitzen, meist aber drehte er vorher sogar den Kopf fort, und wirklich musste er sehr gute Ohren haben.

Zugleich bemerkte Gundula mit Erstaunen, wie verschieden die Gegenstände und Dinge überall klangen; das hätte sie nie für möglich gehalten.

Sie nahm einen zweiten Silberlöffel aus der Kommode, dann ihren Brieföffner mit dem Bernsteingriff, und sie schlugen nun beide gleichzeitig an. Vase und Nilpferd, Obstschale, Lampe, Kommodenbein, Armlehne - alles

klirrte und klang, abwechselnd oder zusammen. Tatsächlich war es ein bisschen schon wie Musik.

Plötzlich hatte sie einen Gedanken.

Sie holte ein Glas aus dem Schrank, füllte es halb mit Wasser und befeuchtete dann ihren Zeigefinger - genau wie sie dies vor Jahren einmal bei einer kleinen Festtagsvorführung gesehen hatte, als sie noch Köchin im Kinderheim war.

Schließlich rieb sie über den Glasrand. Es klappte auf Anhieb: das Wasserglas „sang“ - mit einem hellen, durchdringenden Ton.

Itan stand regungslos, mit weiten, leuchtenden Augen.

Sie holte zwei weitere Gläser, füllte sie wieder - eines mit mehr, eines mit weniger Wasser. Dadurch, so wusste sie noch, konnte sie jeweils die Tonhöhe ändern. Abwechselnd ließ sie sie klingen.

Itan stand wie gebannt.

Er wollte es selbst nicht probieren, stand horchend nur an der Seite, mit scheuem Respekt.

Er fand, dass sie „singen“ - wie sie es ebenfalls dachte, und wirklich war es ein langer, hell schwingender Ton jedes Mal; obwohl es doch nichts als die Gläser waren. Eine Musik wie diese hatte er noch niemals gehört.

Als er ging, entdeckte sie zwei Marienkäfer auf ihrer Zimmergardine, dann noch einen dritten.

Zunächst wollte sie alle drei mit dem Staubtuch hinaustragen, aber sie saßen völlig bewegungslos, wie schlafend in ihren gepunkteten, winzigen Panzern; sie sah sie nur an.

Noch etwas anders trug sich zu diesen Abend.

Die Gorscha stieß beim Räumen in einem klobigen ausrangierten Küchenmöbel im Keller - sie hoffte dort weitere Bilder einer sehr alten Mappe zu finden - auf einen größeren, ebenfalls alten verschnürten Karton. Er enthielt kleine Schachteln, Dosen und Fläschchen, und erst als sie alles in Ruhe betrachtete, kam auch die klare Erinnerung wieder:

Es war eine Sammlung verschiedenster Kräuter und Pflanzenextrakte, die sie selber vor sehr vielen Jahren - noch während der Ausbildungszeit an der Haushaltsschule - zusammengetragen hatte, ein Vorhaben, das sie mit sonderbarer Gewalt plötzlich fesselte.

Der Plan war eine eigene selbstgeschaffene Hausapotheke, so wie die Großtante sie angelegt hatte und durch die sie von wundersamen Wirkungen wusste. Wenn diese Großtante, freilich, auch im Ruf einer gewissen Sonderlichkeit stand, ihr sogar ein kleiner Ruch der Verrufenheit anhing.

Die Bilder stiegen wieder lebendig auf: Als Mädchen hatte sie diese Großtante häufig besucht, in fast jeder Sommerferienzeit. Vater hatte von ihr berichtet, sie habe nach einem Unfall einmal fünf Jahre gelähmt im Rollstuhl gesessen. Dann war sie eines Tags angereist - wieder mit der „Beweglichkeit einer Gazelle“.

Vater übertrieb ein wenig mit diesem Vergleich. Gelegentlich half sich die Großtante noch mit dem Stock - doch nur an schlechteren Tagen oder wenn sie einen längeren Wanderweg antrat. Gundula begleitete sie. Es ging in den Wald, über geheimnisvolle Lichtungen,

überall kannte die Tante dort verborgene Stellen mit Heilpflanzen und „Wunderkräutern“ - die heimlichen „Schatzkammern“ des Waldes, wie sie das nannte.

Sie behauptete, dass sie es auch diesen Kräutern verdanke, wieder gehen zu können. Und wenn sie sich bückte und eine der Pflanzen von der Erde losschnitt, war es tatsächlich wie eine tiefe ehrfurchtsvolle Verbeugung; und doch verbunden mit einer Leichtigkeit und Eleganz, die nicht ahnen ließ, dass sie einmal an den Rollstuhl gefesselt war.

Gundula glaubte ihr: dass diese Pflanzen und Kräuter Wunder vollbringen könnten. Sicher konnten sie auch Entstellungen und Narben des Gesichts und Schweißfinger verschwinden lassen. Immer nochmals verschob sie die Frage.

Wenn die Tante ihr sagte, die Kräuter konnten es nicht, dann wäre auch diese Hoffnung verloren.

Die Frage lag in ihr, gehütet und wachsam umsorgt wie ein verwünschtes Ei in einem verborgenen Nest.

Doch eigentlich sah sie klar den Beweis. Nicht nur dass diese Großtante immer vital und gesund erschien - ihr Gesicht war das einer Frau in mittleren Jahren, eher noch jünger, obwohl sie doch schon über sechzig war.

Irgendein Geheimnis, möglicherweise ein Wunder war hier im Spiel.

Von ihrer langen Lähmung sagte sie nur: Sie habe sie eines Tags einfach „abgeschüttelt“. Es war ein Entschluss über Nacht. Plötzlich spürte sie, dass sie die Kraft dazu hatte. Seitdem wusste sie: Es gab keine stärkere Kraft - nichts stärkeres als diese Kraft des Willens

und der Gedanken. -

Gundula hob Fläschchen für Fläschchen aus dem Karton, Dosen und Schachteln, eine seltsame Ahnung durchströmte die Finger. „Bella donna“ stand auf dem einen, auf dem anderen „Schöllkraut“, „Thymian“, „Saponine«, „Kamille«. Sie hatte all diese Namen geliebt, gleichfalls die Düfte, die Farben.

Wie konnte sie das so lange vergessen haben?

Sie sah, dass es spät war. Sie packte Fläschchen, Dosen und Schachteln sorgfältig in den Karton zurück, dann nahm sie alles in die Wohnung hinauf.

Sie spürte es deutlich: Sie war an einen verborgenen Schatz gestoßen, den sie hier in Verwahrung hielt. Den sie bisher doch niemals wirklich besessen hatte.

Itan kam am folgenden späten Nachmittag.

Sie musste wie gestern die Gläser „zum Singen“ bringen, er selbst probierte es schließlich, mit beinahe zitternden Fingern, noch immer respektvoll.

Endlich begann sein Glas wie ihres zu singen, alles Weitere begriff er nun schnell: wechselte immer wieder die Wassermenge, bis er fand, dass es stimmte. Wirklich passten alle fünf Gläser am Ende zusammen, er rieb manchmal zwei, auch die Gorscha musste eins klingen lassen, dann ebenfalls zwei, das ganze Zimmer schien bis in jede Ecke zu hallen von gläsernen Klängen.

Schließlich füllte die Gorscha für Itan ein Glas mit frischem Wachholderbeersaft, das diesmal am Schluss dieses Spiels zum Trinken gedacht war. Doch Itan wollte erst einmal riechen, plötzlich kippte das Glas auf das

Tischtuch, der Saft versank in dem weichen, hellrosa Leinenstoff.

Das ganze Tischtuch roch nach Wacholderbeere, sie zog es vom Tisch, doch Itan wollte das Tischtuch riechen. Also ließ sie es vor ihm liegen, ein großer duftender Stoffberg, nachdem er mehrmals gerochen hatte, ging er ans Fensterbrett, holte zwei kleinere Blumentöpfe dazu, sagte: „Wacholderbeere und Blumentöpfe riecht gut,“ er stellte auch noch ein Lederkissen dazu. Und damit begann ein fast schon bekanntes Spiel.

Er legte ein Buch auf den Tisch, dann abwechselnd immer etwas, was er schon gestern entdeckt und womit er Musik gemacht hatte. Er sagte: „Wacholder mit Kissen und Bilderrahmen riecht gut.“ Oder: „Wie riecht Wacholder mit Aschenbecher und Brieföffner?“ „Wie riecht Wacholder mit Nilpferd und Schraubenzieher?“ Und: „Jetzt muss ich Wacholder mit Kerzenständer und Kissen noch riechen.“

Die Gorscha musste es wieder raten, alles roch, so fand sie zuerst, immer nach Korb und Wacholderbeere, dann roch sie auch Kissen und Buch. Und wieder war es wie gestern: Sie musste ebenfalls „Duftkörbe“ machen, und Itan sollte sie mit geschlossenen Augen riechen.

Aufs Neue war sie erstaunt, wie gut er es traf, wenn er auch zweimal ein bisschen blinzelte. Und wie mit den Klängen verwunderte sie, wie viele Arten von Düften es gab; das hätte sie ebenfalls nie gedacht.

Plötzlich kam ihr ein Einfall.

Sie ging eine Flasche aus ihrem Küchenschrank holen, eine alte Seifenlauge in einem grünschillernden Glas,

auch einen Strohhalm fand sie noch in der Schublade. Und genauso wie sie es einmal als Mädchen gemacht hatte, sog sie die Seifenlauge ein Stück in den Halm, blies dann die glitzernde Blase hinaus - eine, dann eine zweite und dritte; durchs ganze Zimmer schwebten die kleinen, gläsernen Bälle, tanzten zur Lampe, zum Fenster, verschwanden in der Gardine.

Itan stand wieder ganz regungslos.

Auch das, so schien es, hatte er niemals gesehen.

Die Gorscha blies neue glitzernde Kugeln, manche standen längere Zeit in der Luft; während sie schwebten, stiegen und fielen, sich drehten, zitterte der Spiegel des Zimmers, der

Wände und Fenster auf ihren Flächen, alles mit regenbogenfarbenen Rändern.

Itan stand mit gebanntem, funkelndem Blicken.

Alles spiegelte sich auf den runden, den Raum durch gleitenden Flächen, der Teppich, die Decke, und auch die Gorscha und Itan.

Einmal fragte er leise: „Wohin verschwinden sie alle so plötzlich?“

„Sie zerspringen,“ sagte die Gorscha.

„Und dann sind sie fort...?“

Das konnte er nicht begreifen.

Als er gegangen war und sie ans Fenster trat, bemerkte sie sechs Marienkäfer auf der Gardine. Drei davon konnten die gestrigen sein. Jetzt entdeckte sie noch einen siebenten, einen achten. Es war, an diesem seitlichen Rand, wie eine eigene Musterung, ganz reglos saßen sie da, es war wie das Bild eines Traums. Doch sie

erkannte die Beine, die Punkte der kleinen Panzer genau.

Wieder öffnete sie am Abend die Schachtel, nahm Fläschchen, Dosen und Schachteln heraus. Sie folgte erneut dem Weg der alten Erinnerungsstraßen.

Über ein Jahr lang hatte sie damals Kräuter, Knollen und Blüten gesammelt, getrocknet, gepresst und vermengt und dann in die Schachteln und Fläschchen verteilt. Es war der selbstgefasste und kühne Vorsatz, sich von den jahrelangen großen und kleinen Gebrechen und Ärgerlichkeiten des Körpers zu heilen, wie dies kein Arzt in den Jahren gekonnt hatte:

Von ihren Schweißingern, von den kleinen, hässlichen Ausschlägen, die sie gelegentlich unberechenbar überfielen, von den zwei Warzen zwischen den Zehen, von ihren Kopfschmerzen, von ihrem Herzklopfen - und überhaupt von der großen Furcht, der großen Beklemmung, die ihren Körper immer noch einmal befiel, ihn presste und peinigte.

Wirklich war es ihr schließlich gelungen, alle Medikamente der Apotheke und jeden Arztbesuch über ein Jahr hin überflüssig zu machen. Jede Erkältung und jeden Schmerz heilten auch ihre Extrakte, ihre Kräutergetränke und Kräutersalben, selbst das Herzklopfen war auf dem Weg einer unübersehbaren Besserung.

Da beging sie den großen Fehler.

Irgendwie wusste sie es, noch im Moment, als das Verhängnisvolle passierte: sie hätte ihr Geheimnis nie preisgeben dürfen. Am wenigsten vor dem alten Hausarzt, der eben den Vater besuchte.

Eigentlich wusste sie es genau: dass ihre Hausapotheke ihr half. Doch nun erfuhr sie die schrecklichsten Dinge, die ihrem Körper nach und nach widerfahren könnten, wenn sie die Ärzte vermied, selbst ihr Husten und ihre Erkältung steckte voll verborgener, ihr keineswegs durchschaubarer Tücken.

Der Hausarzt wusste auch zu erklären, woher die vermeintliche Wirksamkeit kam - wusste, dass alles dies Einbildung war und auch Einbildung dann und wann heilen konnte.

Was doch nichts änderte an der Tatsache, dass Einbildung niemals ein wirkliches Heilmittel sei und schließlich gefährlich, wenn man sich darauf verlasse. Gefährlich weil jede der vielen Krankheiten, die plötzlich in ihr heranwachsen konnten, nur scheinbar geheilt waren und deshalb unerkant blieben. Plötzlich, wie ein gefährliches Tier, konnten sie umso unberechenbarer hervorbrechen.

So stand es in Wahrheit um ihre Hausapotheke.

Der Bruch war geschehen. Sie nahm die Schachteln, Dosen und Fläschchen noch oft in die Hand, sie schienen alle Farbe verloren zu haben, verströmten auch keinen Duft mehr – dies einmal sichere Anzeichen ihrer verborgenen Zauberkraft.

All dies lag lange, ein halbes Menschenalter zurück.

Auf dem Grund des Kartons entdeckte Gundula nun auch die zwei Bücher, die ihr die Tante zuletzt überlassen hatte.

Das eine enthielt eine Fülle von Abbildungen unterschiedlichster Kräuter und Heilpflanzen wie Angaben zu

ihren Standorten und die Beschreibungen ihrer Wirkungsweisen.

Auf dem anderen stand in geheimnisvoller schwarzer Schrift das Wort „Alchemie“.

Auch den beigefügten Brief hielt sie nun in der Hand. Er pries in klaren prägnanten Sätzen die Wirksamkeit aller natürlichen Heilmittel für alle Beschwerden des Körpers. Das aber war noch nicht ihr ganzes Geheimnis. Ihre Wirksamkeit ging noch über die Heilung und die Gesunderhaltung des Körpers hinaus.

Doch für diese Wirksamkeit bedurfte es eines zweiten geheimen Schlüssels. Und dafür musste manches geübt und gelernt werden. Wer es schließlich begriffen und auch gelernt hatte, der konnte Erstaunliches damit vollbringen, Dinge, die Menschen meist für unmöglich hielten.

Gundula zog den Korke von einem der Fläschchen ab, dann auch von einem zweiten, atmete lange hinein, sie war verwundert, dass noch ein kräftiger Duft ihr entgegen strömte, genauso verhielt es sich mit den Dosen und Schachteln, die sie jetzt öffnete. So überraschend und rätselhaft war die Entdeckung, dass sie sich fragte, ob wohl der Duft in der langen, sehr langen Wartezeit wieder zurückgekehrt sein könnte in die Gefäße.

Aber wahrscheinlich und denkbar war auch das andere: dass sie das Riechen jetzt wieder zu lernen begann. Warum, so sagte sie sich, mussten so viele Jahre dafür vorbeigehen?

Jetzt war sie alt.

Doch konnte man jemals zu alt sein, um wirklich zu

lernen, was sie jetzt möglicherweise zu lernen begann?

War sie denn alt?

Am kommenden Abend lief Itan den Seifenblasen oft hinterher, wollte immer erneut die spiegelnden Bilder darauf betrachten.

Sie hatte für ihn einen zweiten Halm besorgt, er zögerte lange, dann probierte er es ein erstes Mal selbst; doch die Blasen wollten nicht wirklich gelingen. Ab und zu löste sich eine haselnussgroße Blase vom Halm, doch die meisten zerplatzten noch vor dem Abflug ins Zimmer.

Sie machte es ihm vor, die genaue Bewegung der Lippen, das sanfte Einblasen. Endlich gelang auch ihm eine größere Kugel, sie glitt zur Gardine, er hüpfte ihr nach, klatschte dabei - und in dieser Sekunde zersprang sie auch schon.

“Warum zerspringen sie immer sofort?“ Wieder lag dieser Schatten auf seinem Gesicht. Noch zwei, drei Kugeln ließ er aus seinem Strohhalm hinaus gleiten. Dann legte er ihn zur Seite - mit einer Geste, die deutlich „genug“ sagte.

Er wollte, dass sie wieder zusammen die Bildermappe ansahen.

Überhaupt hatte er ihr versprochen, dass er ihr diesmal richtig erklären würde, wie man „zwischen die Bilder gucken“ konnte.

Man musste dafür in die Bilder »einsteigen«, und das funktionierte so:

Meist sucht man sich erst eine Tür, es kann auch ein Weg sein oder ein Fenster, dieses Fenster oder die Tür

kann etwas offen sein und man kann auch ein bisschen hineingucken, doch besser nicht ganz; besser ist, wenn man selber sie öffnet.

Es gibt manchmal falsche Türen und Fenster, die führen zu nichts. Doch die meisten führen zu wenigstens einer anderen Tür, einem anderen Fenster, und einmal ganz sicher kommt etwas.

Er kletterte ihr jetzt auf den Schoß, ohne Anfragen, ohne Erklärungen, es war der selbstverständlichste Platz, die denkbar selbstverständlichste Sache.

Sie war überrascht, wie gut es zu funktionieren begann.

Wenn sie sich nicht mehr ablenken ließ und einfach den angefangenen Weg immer weiter ging, kamen auch immer weitere Bilder. Hinter jedem wartete schon ein nächstes, keineswegs nur beliebiges, kam es, so wusste man bald, es gehörte ganz einfach dazu, dies und dann wieder ein nächstes, das folgte.

„Das ist so mit den Türen: dass man dann immer weitere findet und aufmachen kann und dahinter nachsehen kann, wenn man will,“ sagte Itan. „Doch man muss nicht das Falsche denken; sondern nur nachsehen. Oft denkt man ein Schloss, eine alte Burg. Aber ein Schloss ist noch lange nicht immer schon interessant.

Höchstens, es wäre vielleicht ein besonderes Schloss... Das ist nicht sicher.“

Sie übten lange. Schließlich kamen sie in ein Museum. Wirklich klappte es ausgezeichnet inzwischen: Mal sah die Gorscha, was sie soeben entdeckt und gesehen hatte, mal Itan, und es waren immer ganz ähnliche, oft

schon dieselben Bilder.

Es handelte sich um kein Museum für alte Gemälde und Kunstwerke. Überall in den Räumen und Gängen waren dagegen viele Erfindungen ausgestellt. Der eine Korridor, der nach links, führte zu den Erfindungen in der Vergangenheit, der andere zeigte dagegen die aus der Zukunft, die noch erfunden werden.

Auf dem Vergangenheitskorridor sah man vieles, von dem man schon gar nicht mehr wusste, dass es früher einmal zu erfinden gewesen war:

Die erste Leiter, der erste Besen, der erste Eimer, der erste Löffel; die erste Tür und das erste Fenster, das erste Dach und die erste Treppe, der erste Schlüssel; das erste Hemd und der erste Knopf, die erste Zange und die erste Schere, der erste Kamm und die erste Zahnbürste.

Lange schon hatten Menschen gelebt und sie wussten von all diesen Dingen nichts, es war ihnen nicht einmal klar, dass ihnen all diese Dinge fehlten.

Ganz unbeschreiblich die andere Seite genau gegenüber: Ein Briefeschreiber, in den man nur einfach hinein diktierte und gleich war der Brief ganz fehlerlos fertig geschrieben; Lampen, mit denen man sprach und die an- und ausgingen oder auch heller und dunkler wurden, wenn man es ihnen sagte; eine Herdplatte, die beim Kochen Musik machte; ein Topf, der selber das Essen rührte; Tapeten, die täglich die Farbe wechselten, wenn man es so beschloss und mit ihnen redete, „Wechseltapeten“, so nannte man sie, und ebensolche Gardinen; ein Fensterglas, durch das man einfach

hindurchfassen konnte, wenn man etwas dahinter greifen wollte und das sich gleich danach wieder schloss; ein Paar Schuhe, die selbst in die Schuhkammer zum Putzen liefen.

Die Gorscha staunte, auch Itan staunte. Er nahm sie schließlich sogar bei der Hand, als sie so staunend herumliefen. Für viele Erfindungen aus der Zukunft gab es noch nicht einmal einen Namen.

Mehr als zwei Dutzend Marienkäfer entdeckte sie diesmal auf der Gardine, als Itan gegangen war. Und auch auf der Flurgarderobe sah sie nun erstmals drei sitzen.

In der kommenden Nacht lag sie lange wach.

Itan gab ihr fortwährend Rätsel auf. Doch mehr noch als über die Dinge ließ er sie rätseln über sich selbst.

Sie griff erneut das zweite der Bücher, das die Tante ihr überlassen hatte. Die Bilder darin zogen sie sonderbar, fast magisch in Bann:

Es zeigte eine dämmerige Stube, ein altes Kellergewölbe mit zahlreichen Fächern voll blinkender Fläschchen; ein Glaskolben stand auf dem Tisch, bernsteingolden und rötlich schimmernd von einer Flüssigkeit, darunter eine bläuliche Flamme.

Ein paar Kristalle lagen daneben, Quarze und Glimmerschiefer, die drei Schalen davor, so erklärte der Text an der Seite, waren mit drei speziellen Substanzen gefüllt: die eine mit Schwefel, die andere mit Quecksilber, die dritte mit Salz; weitere Schalen mit Kräutern und Pulvern standen dabei, seitlich davon eine kupfern blinkende Waage.

Die Wände waren mit einigen Bildern geschmückt: Sonne und Mond, ein Planet umgeben von einem Ring, Sterne mit Schweifen. Doch das sonderbarste, gleich über dem Glaskolben: zwei Menschen, die eine gläserne Kugelhülle umgab; ein Mann, eine Frau, und beide doch seltsam klein, fast Kinder in ihrer Gestalt.

Ihre Blicke kehrten zur Titelseite zurück, hafteten an den großgeschriebenen Buchstaben, die sie ein Dutzend Mal schon gelesen hatte und die doch noch immer von einem dunklen Geheimnis vibrierten. „Alchemie“. Und etwas kleiner darunter: „Die verlorene magische Kraft“. Dieses Buch versprach davon zu berichten.

Später, im morgendlichen Erwachen, meinte sie tatsächlich auf einmal in diesem Gewölbe zu stehen. Alles um sie war wirklich: die funkelnden Fläschchen, der Glaskolben, die Kristalle und Schalen.

Ein feierliches Leuchten lag in der Luft.

Gerade als sie sich dem Glaskolben nähern wollte, flackerte darunter mächtig die Flamme auf, ließ schwarze bedrohliche Schatten rings an den Wänden tanzen. Ein Windzug mit orgelndem dumpfem Laut wirbelte durch den Raum und warf sie in das Erwachen.

Ein Traum. -

Nochmals schlief sie jetzt ein.

Dann, im späten Erwachen - es war ein Erwachen in kleinen Schritten, als nähme sie immer nochmals probend den Anlauf zum unwiderruflichen Sprung in den Tag - wusste sie plötzlich:

Sie hatte das Geheimnis erkannt. Sie war diesem Geheimnis ganz nah.

Es war ihr nicht fremd.

Wer es berührt hatte, wer es begriff, der besaß auch die magischen Mittel; alle Magie war nur Wissen und Kraft.

Das Wissen um die Substanzen und ihre Vermischungen.

Das Wissen um die Macht der Gedanken, des eigenen Willens.

Wie hatte eine Bemerkung sie damals so sehr verstören können, dass alles „nur Einbildung“ sei.

Einbildung: Es war, was der Quelle ihrer Gedanken entsprang; was alles bestimmte und formte.

Es gab keine stärkere Kraft.

Sie war nicht alt. Schon gar nicht hilflos und schwach.

Itan kam auch an diesem Tag.

Sie bemerkte einen kleinen Zug von Verstörung auf seinem Gesicht.

Er hatte der Mutter erzählt, dass sie, die Gorscha, seltsame Dinge konnte - wie: Gläser zum Klingen bringen oder schwebende Kugeln aus Seife machen.

Die Mutter hatte ihm schließlich erklärt, er solle die Gorscha nicht so häufig besuchen kommen. Weil sie, die Gorscha, schon alt sei und ältere Frauen sollte man besser nicht stören.

Er blickte zur Seite.

Heute dürfe er nur ein paar Minuten da bleiben.

Und morgen würden die Eltern mit ihm verreisen – drei Tage oder vielleicht eine Woche.

Sie zog ihn nahe an sich heran. „Unsinn!“ sagte die Gorscha. Sie sah ihn streng an. „Du kommst mich besu-

chen, sooft du willst - nach deiner Reise, genau wie bisher.“

Er blinzelte sie von der Seite unsicher an.

„Jeden Tag – ganz wie du selber es möchtest,“ sagte die Gorscha.

Ein leichter hüpfender Seufzer. Die kleine Brust war hörbar befreit.

Dann zog er etwas aus seiner Tasche: ein kleines Röhrchen.

Die Mutter hatte es ihm heute beim Einkauf besorgt.

Er öffnete es, zog eine Drahtschlaufe heraus und blies hinein - mühelos lösten sich die Seifenblasen heraus, ein ganzer Schwarm, und füllten das Zimmer.

Er lachte, doch er sah sie nicht an.

Schon den ganzen Nachmittag hatte er damit gespielt.

Nochmals ließ er einen Schwarm Blasen ins Zimmer tanzen.

Doch er staunte nicht mehr, nicht wirklich; nicht mehr mit jenem Augenfunkeln, wie sie es kannte.

Itan war abgereist.

Sie holte die Fläschchen, die Dosen und Schachteln aus dem Karton. Alle. Reihte sie sorgfältig auf.

Sie legte die Bücher dazu.

Eigentlich war nicht wichtig, womit sie das Experimentieren begann.

Sie dachte an ihre kleine Schuppenflechte am linken Bein, an die sie sich fast gewöhnt hatte und die sie dennoch an manchen Tagen mit einem Juckreiz behelligte; sie dachte an ihre plötzliche Atemnot, besonders wenn

sie viele Treppen gestiegen war; sie dachte an ihr nachlassendes Augenlicht; sie dachte an ihre Runzeln, an ihre alt und faltig gewordene Haut.

Doch um eine Meisterin gegenüber den Gebrechen des Körpers und den strengen Gesetzen und Regeln der Natur zu sein, müsste sie üben und lernen. Das hatte sie wohl verstanden.

Wichtig war, dass sie die geheimen Formeln kannte. Wichtig war, dass sie das Geheimnis der Substanzen begriff und die Veränderungen nach ihrem Willen bestimmen lernte.

Wichtig waren die zielgenauen Gedanken. Wichtig war der unermüdliche Wille.

Es war gleichgültig, womit sie begann. Wenn ihr erst die Substanzen gehorchten lernten, dann war sie auch im Besitz der magischen Schlüssel.

Nichts sprach dagegen, dass sie genau mit den Seifenblasen den Anfang machte.

„Warum zerplatzen sie immer?“ hatte Itan gefragt. Und später noch dies: „Man könnte nichts tun, dass sie bleiben?“

Nur ihren Wochenendeinkauf besorgte sie noch. Und im Haushaltsladen ein Glasgefäß, das einem Glaskolben doch wenigstens ähnlich sah und ein handbreites Rost.

Es erforderte ein gewisses Geschick, die Aufstellvorrichtungen anzufertigen, unter denen die Kerzen ihren Platz finden mussten: einmal unter dem Glasgefäß, dann unter dem Rost; beides musste sicher gestützt sein.

Endlich rückte sie den Tisch in die Nische des Wohn-

zimmers, zündete die Kerzen an, schloss die Gardinen. Sie blätterte in den Büchern. Sie öffnete Gläschen und Schachteln, wog auf der Briefwaage, füllte von einem Gefäß in das andere um, schüttelte, mischte. Sie machte die magischen Zeichen.

Sie übte die ganze Nacht.

Die Nachtstunden schienen geeigneter als die Tagstunden.

Also schlief sie am Tag.

Immer wieder mischte sie neu. Murmelte Formeln. Setzte die magischen Zeichen mit gemessenen Gesten und andachtsvoll in die Luft.

Die Blasen zerplatzten noch. Doch sichtbar hielten sie länger stand, wurden auch größer, schwebten in majestätischem Flug. Noch war sie ein Stück entfernt vom erstrebten Ziel, doch mit jeder Stunde des Übens kam sie ihm näher, sie spürte es sicher.

Nach drei Tagen merkte sie endlich, die Etappe der probenden, manchmal noch lange ratlosen Versuche lag hinter ihr:

Die Blase trieb im Dampf über dem Glas, schwebte langsam näher zur Decke, umkreiste die Lampe, rotierte in ungewöhnlicher Leuchtkraft, sie trieb weiter fort zur Gardinenstange, ließ sich dort nieder, Minuten vergingen, noch immer zerplatzte sie nicht.

Die nächste Kugel dehnte sich kokosnussgroß, bis sie bedächtig abhob, kreiste unversehrt im strömenden Dampf, wieder trieb sie zur Decke, zur Lampe, in funkelndem Gleitflug, senkte sich dann auf den Schrank. Dort blieb sie, ein schillernder leuchtender Ball.

Viele Minuten verharrten die Kugeln auf ihren Landeplätzen. Bis sie doch schließlich zerplatzten.

Sie übte mit wachsender Konzentration.

Nochmals war eine Steigerung möglich: Fast kürbisgroß dehnte sich eine der folgenden Kugeln, wieder schwebte sie um die Deckenlampe, ein mächtiger, langsam rotierender Wasserplanet mit wie strömenden Buchten und Kontinenten, atemberaubend wechselten Muster und Farben.

Die Kugeln begannen ihr zu gehorchen. Formten sich, wie sie es dachte und wollte. Minutenlang konnten sie in der Luft schweben.

Einige Kugeln, die folgten, zerplatzten in wieder kürzerer Zeit. Doch sie merkte es rasch: Jedes Mal was es einzig ein Mangel an Wille, an Überzeugung und Kraft.

Sie übte wieder bis in den Morgen. Sie fühlte ihre wachsende Macht.

Zwei Blasen senkten sich schließlich über dem Blumenbeet auf einem Azaleentopf nieder, glitten weiter abwärts, stülpten sich unversehrt über die Zweige, die Blüten, die Sprossen, umschlossen sie glitzernd, schufen einen farbig leuchtenden Lichtkreis um Blüten und Blätter.

Dieser Lichtkreis blieb - er war noch sichtbar, als sie erschöpft auf ihr Schlaflager sank.

Mit dem kommenden Abend begann sie wieder zu üben.

Ein Klopfen.

Sie öffnete.

Itan stand in der Tür.

Sie legte den Finger auf ihre Lippen, ging ihm ins Zimmer voran.

Über der Flamme brodelte es im Glas, das weiße Rauchwolken ausstieß. Sie mischten sich mit den schwarzgrauen Rauchschwaden über dem Rost.

Itan trat an den Tisch. Das Funkeln der Gläschen im Raum ergänzte das gleichfalls hell leuchtende seiner Augen.

Gleich die erste Kugel gelang, wie sie es dachte und wollte:

Sie dehnte sich kürbisgroß, dann noch größer, schwebte zur Decke, umkreiste die Lampe - ein großer gläserner Ball, mit funkelnden Lichtern gefüllt.

Itan stand mit offenem Mund und auf einem Bein - das andere während des Hüpfens in der Bewegung erstarrt.

Die Kugel senkte sich langsam der Seitenwand zu, wo Itan stand.

Itan drückte den Rücken, den Kopf an die Wand, die Kugel schwebte ihm zu. Er stand mit flackernden Augen, atemlos, zitternd.

Noch enger wich er zurück an die Wand, doch auch die Kugel wich aus, landete weich bei der Blumenvase auf der Kommode, lag dort, ein schimmerndes, sanftes Geheimnis der hundert Lichtbrechungen.

Die Gorscha blies eine zweite, dann eine dritte, beide entschwebten gemeinsam zur Lampe, umkreisten, umtanzten sich unter der Decke.

Beide spiegelten Bilder. Und jede spiegelte noch, was

die andere spiegelte. Die erste lehnte sich nun an die zweite, beide wuchsen mit strömenden Mustern zusammen, schluckten, umarmten sich Stück um Stück, schließlich gingen sie ganz ineinander über.

Die Gorscha machte ein ernstes Gesicht, sie ließ ein paar kleinere Kugeln nachfolgen, vier, schließlich fünf, alle umschwebten die größere in der Mitte des Zimmers, die nun die halbe Höhe des Raums zwischen Decke und Tisch füllte; jede warf spiegelnde Lichter und Bilder, die sie zugleich von den anderen sammelte, ein Schweb- und Tanzflug zahlloser Farb- und Lichtbrechungen. Alles war so, wie die Gorscha es plante und dachte.

Itans Augen blitzten zur Gorscha, zur Kugel, hin und zurück. Die Beklemmung fiel nach und nach von ihm ab. Er klatschte ein paarmal sogar in die Hände - wenn auch nur leise zunächst, wagte den ersten Schritt von der Wand fort, den kreisenden Kugelgebilden entgegen. Eine kleine Beunruhigung der strömenden Farbbahnen blieb nicht aus, einige der Kugeln stießen sanft aneinander, Itan sah es mit Schrecken, mit Freude - es war ein kleines Anzeichen auch seiner eigenen Macht. Er wedelte heftiger mit den Armen, blies in die Luft, den lautlosen Raum der Planetenrunden, einige Kugeln wirbelten jetzt, wieder glitten allmählich zwei ineinander, schmolzen vollkommen zusammen.

Trotzdem war alles doch so, wie die Gorscha es wollte.

Itan trat zur Kommode, streckte die Hand nach der dort unverändert hell schillernden Blase, tatsächlich, er konnte sie sanft berühren, über die funkelnde Haut



streichen, sie schien samten weich, die Muster folgten dem Zug der Finger, doch wirklich hielt sie ihm stand.

Die Gorscha wusste es schon. Sie öffnete wieder das Blumenfenster, wählte den Abstand von etwa drei Schritten, zielte bedächtig - Kugel um Kugel senkte sich über die Blüten, die Blätter, hüllte sie ein, nicht alle trafen ihr Ziel, doch die Hälfte der Töpfe war schließlich erneut mit dem farbigen Lichtkreis umgeben, manchmal von helleren, größeren, manchmal von kleinen, immer geheimnisvoll schimmernden.

Itan stand mit vor Spannung glühenden Augen, hüpfte ein paar Mal mit leisem Schrei in die Höhe. Dann bückte er sich, hob zwei von den Kugeln auf, die ihr Ziel - wie es von ihr, der Gorscha, doch gleichfalls gedacht und gewollt worden war - soeben verfehlt hatten.

Inzwischen begannen die restlichen kleineren Kugeln, so wie die zwei ersten, Stück für Stück ineinander zu gleiten, jede dehnte sich, wuchs, indem sie die andre umarmte, endlich waren sie eine einzige Kugel geworden, und auch diese glitt auf die große zu, schmolz schließlich ganz in sie ein.

Eine einzige riesenhafte, kniehoch über dem Teppich schwebende Kugel füllte den Raum.

Itans Staunen sollte noch zunehmen. Denn was er sah, das war in der Tat ein kleiner Planet: Blaue Meere waren darauf zu erkennen, braune lange Gebirgszüge, einige schneebedeckt, an anderen Stellen blinkte der weißgelbe Sand einer Wüste, man sah dunkles wild wucherndes Dschungelgebiet – und wieder die zahlreichen

Bergketten, von denen blaue Flüsse in grüne Täler strömten und sich dann in das Blau der Meere ergossen.

Flüsse und Berge wanderten, wechselten ihren Ort, alle Kontinente folgten einer gleichen fortwährend strömenden Bewegung – und wieder war es nur so, wie die Gorscha es wollte und wie sie es lange in den Nächten geübt hatte.

Der kleine Planet kreiste ruhig im Raum. Itan, weiterhin atemlos, streckte ihm sanft die Hand entgegen, doch ihn zu berühren wagte er nicht.

Ein Geräusch an der Tür. Frau Dupal stand plötzlich im Zimmer. Sie hatte mehrmals geklopft, sie erwartete Itan zum Abendbrot, doch niemand hatte geöffnet.

Sie sah die Gorscha am Tisch knien, von Dampf- und Rauchschwaden eingehüllt, vor einer Reihe flackernder Kerzen und blinkenden Fläschchen. Die alte Frau murmelte, gestikulierte; zischend stieg eine neue Rauchsäule auf.

Auch Herr Dupal war ins Zimmer getreten.

Frau Dupal rief Itan, doch er hörte sie nicht. Für einen Augenblick verschwand er ganz hinter Dampf- und Rauchsleiern, gerade als sie ihn greifen wollte.

Wenige Momente darauf schien es, dass die Wohnstube schwankte. Es war wie der Blick in einen nicht sicher lokalisierbaren, übergroßen gebogenen Spiegel. Ein heftiger Blitz, ein Farbensprühen, ein Wirbel von zitterndem Licht – und die schwankende Spiegelfläche war fort.

Herr und Frau Dupal zogen Itan hastig hinaus.

Er hielt zwei kleinere Glaskugeln in seinen Händen.

Die Eltern griffen danach, die Kugeln schienen sonderbar elastisch und weich und doch von ganz zarter, leichter Substanz. Plötzlich erfolgte der Blitz, das Sprühen - und sie waren verschwunden.

Während sie an der Garderobe vorbeikamen, bemerkten sie eine größere Schar von Marienkäfern - sicher zwei Dutzend - die dort versammelt waren. Sie saßen auf dem halb geöffneten Vorhang, doch gleichfalls auf Mänteln und Kleidern.

Genau diese Käfer waren es auch, die die Dupals nach der Rückkehr in ihrer Wohnung entdeckt hatten; sicher ein Dutzend, direkt neben Itans Zimmertür.

Die Eltern berieten sich flüsternd. Etwas war ungewöhnlich, etwas war möglicherweise bedenklich mit dieser Frau.

Frau Dupal nahm Itan schließlich auf ihren Schoß und noch einmal erklärte sie ihm: Die Frau in der kleinen Mansarde, also die „Gorscha“, sei alt und auch etwas krank, und man müsse so alte Leute lieber in Ruhe lassen.

Itan ließ sich von diesen Sätzen nicht mehr beeindrucken.

Keineswegs wollte er glauben, dass die Gorscha tatsächlich schon alt sei. Nicht einmal davon, dass sie um einiges älter als sie, seine Adoptivmutter sei, konnte sie ihn überzeugen.

Frau Dupal musste mit Kopfschütteln feststellen - und das wieder milderte ihre Kränkung über den ihr nicht schmeichelnden Altersvergleich - dass er die Gorscha kaum für älter hielt als sich selbst.

Auch dass sie krank sei, glaubte er nicht. Und als es die Mutter immer noch einmal behauptete und doch die genaue Krankheit nicht nennen konnte, wurde er schließlich unruhig und sagte: dann will er sie fragen.

Es war Schlafenszeit. Sie öffnete mit einem energischen Ruck seine Zimmertür und schob ihn hinein. Wieder bemerkte sie eine Gruppe Marienkäfer genau auf dem Türrahmen.

Als Frau Dupal nach einer Stunde noch einmal ins Zimmer sah, fand sie das Bett mit Dutzenden von Marienkäfern bedeckt. Sie krabbelten nicht, lagen ganz reglos nur auf der Bettdecke, selber wie schlafend.

Itan klopfte am folgenden Abend nicht an der Tür.

Zweimal zog Frau Dupal ihn von der Treppe zurück und wieder ins Zimmer.

Am nächsten Tag ging sie mit ihm durch die Warenhäuser.

Sie kaufte ihm zwei modische Kinderanzüge, sie passten auch wieder zu ihren Kostümen, den einen mit einer kleinen Krawatte; dann eine Kindermütze mit einer Feder, ein paar Cowboystiefel mit kleinen Absätzen. Am späten Nachmittag besuchten sie einen Kinderzirkus.

Wachsam behielt sie die Treppe zur Dachmansarde im Auge.

Zwei weitere Tage vergingen.

Die Gorscha übte mit unveränderter Ausdauer.

Immer sicherer würde sie lernen, so meinte sie, auch die strömenden Formen, die Farbrinnen, Spiegelstraßen der wandernden Landschaften nach eigenem Wunsch

zu bestimmen.

Doch Itan klopfte nicht an die Tür.

Was in der folgenden Nacht in der Wohnung der Dupals sich abspielte, erfuhr sie erst nach drei weiteren Tagen.

Itan war plötzlich aus seinem Zimmer verschwunden. Es war eine Stunde vor Mitternacht und Herr und Frau Dupal wollten soeben selber zu Bett gehen.

Frau Dupal war noch einmal zu Itan ans Bett getreten, wieder hatten sich ganze Scharen von kleinen schlafenden Marienkäfern auf Itans Bettdecke angesammelt, es war zunächst alles, was sie bemerkte. Sie trug sie hinaus zur Balkontür, schüttelte alle hinab in den Garten. Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie Itan nicht mehr im Bett.

Sie durchsuchte nervös alle Ecken, schließlich die ganze Wohnung, auch ihr Mann suchte mit; sie durchsuchten den Garten. Itan war nirgends.

Als beide hilflos nochmals das Kinderzimmer betraten, lag Itan schlafend und ruhig atmend in seinen Kissen. Wieder saßen Scharen von kleinen Marienkäfern auf seiner Decke, reglos, mehr als jemals zuvor.

Herr und Frau Dupal flüsterten. Sie suchten den Schlüssel zum Kinderzimmer, der lange schon nicht mehr benutzt worden war. Der Adoptiwater drehte ihn zweimal im Schloss.

Ein Knistern auf den Dielen weckte die Gorscha aus dem morgendlichen Schlaf.

Itan war ins Zimmer gekommen, auf ganz leisen Sohlen.

Sie konzentrierte sich sogleich darauf, eine einzige riesenhafte Kugel zu blasen, die vom Boden bis fast an die Decke reichte - in geräuschloser, schwebender Drehung verharrend.

Es war das bekannte Bild: Es schien, dass die Kugel etwas umschloss, hinten den spiegelnden Flächen den sie umgebenden Raum noch einmal enthielt - ein neuer „Geheimnis-Raum“, wieder dabei auch vertraut, ein Raum, der etwas wie all seine wechselnden Zeiten enthielt; ein Raum mit zahllosen Türen zu neuen Räumen.

Die Gorscha tat einen Schritt, genau auf die schimmernde Kugel zu. Sie wusste, sie würde eintreten können, ohne sie zu beschädigen und die Kugel würde sich wieder schließen.

Sie winkte Itan. Der aber antwortete mit einem unentschiedenen, noch zögernden Blick. Also blies sie eine zweite kleinere Farbkugel, sie bemerkte das Funkeln der Zustimmung in seinen Augen, ein Farbton von Neugier mit feierlicher Erwartung gemischt, er hatte begriffen.

Sie schloss ihn in die Farbkugel ein, die ganze Gestalt. Stieg dann selbst in die andere größere ein.

Schließlich lehnten sich beide Kugeln zusammen, die vielfachen Farbenstraßen vermischten sich wieder, die Kugeln wuchsen zusammen, wurden vollkommen eins.

Sie betraten den ersten Raum, öffneten die Türen zu immer neuen Korridoren und Räumen.

So hatten sie es vor Tagen, vor einem Buch sitzend, schon einmal gemeinsam geübt.

Sie wechselten, von Zimmer zu Zimmer gehend, die Kostüme unterschiedlichster Zeiten.

Sie fanden eine alte Glasbläserstube. Und daneben eine Webstube mit vor Jahrhunderten angefertigten Tüchern und Teppichen.

Die Gorscha webte die Teppiche, bunte, reich verschlungene Muster. Doch auch in der Glasbläserwerkstatt war sie zu Haus. Beide hatten sie Hunderte von Figuren geschaffen - sonderbare und wunderbare Gebilde wie auch einfache Trinkbecher und Schüsseln.

Er zeigte ihr eine andere Werkstatt, in der er als Goldschmied lebte. Doch sie sah ihn zugleich in einem dämmrigen Kellergewölbe, er saß dort über seltsamen Büchern mit magischen Zeichen und mischte Metalle und andere Stoffe.

Sie war die Küchenmeisterin und Wirtin in einer hohen abgelegenen Burg, und er kam sie besuchen als fahrender Sänger. Die Tische bogen sich unter herrlich duftenden Töpfen und Pfannen. Später bewohnten sie gemeinsam eine Musikwerkstatt - mit alten Trommeln, Weiden- und Hornflöten, Leiern und anderen altertümlichen Zupfinstrumenten. Manches war sperrig unter den Fingern, anderes doch ganz leicht zu spielen.

Sie pflügten als einfache und zufriedene Bauern einen südlichen Garten mit Maultieren. Einmal gehörten sie beide zum fahrenden Volk. Er warf ihr ein Seil zu, sie spannten es auf.

Sie konnte darauf balancieren. Sie konnte tanzen und singen.

Es gab die friedlichen, wie auch die beklemmenden

Bilder.

Die Bilder von festlich geschmückten Sälen in einem Palast.

Dann auch die Bilder von Krieg, von Vertreibung und Flucht.

Einmal lebten sie beide in einer Vorstadtstraße zusammen, Nachbar- an Nachbarhaus. Sie war ein Mädchen, er ein noch kleinerer Junge

Sie hatte es damals gar nicht gemerkt, wie sehr sie ihn schon als Mädchen zu lieben begonnen hatte.

Er freilich wusste es wohl.

Sie liebte auch seinen älteren Bruder. Aber es war eine Liebe mehr in der Art, wie man einen kostbaren Diamanten bewundert.

Letztlich reichte es nicht heran an die Wärme der kleinen Hand, die sie auf den Wegen zurück vor den Nachbargarten in ihrer spürte.

Er werde doch wieder gehen, sagte er plötzlich.

Er könne nicht bleiben.

Er hielt den Kopf ein wenig gesenkt.

Es war nicht, was er geglaubt hatte, als er vor Wochen herkam ins Haus.

Überhaupt: Wenn er sie nicht mehr besuchen dürfe...

Die Eltern hatten es ihm unmissverständlich gesagt: in die Mansarde der „alten Gorscha“ dürfe er nie wieder hinauf.

Er sah sie nicht an. Es war als entschuldigte er sich bei ihr - für etwas, für das er doch keine Schuld haben konnte.

Sie spürte den kleinen zuckenden Schmerz.

Doch die Trauer hatte keine Macht über sie. Zu groß war die Seligkeit, die eben gewesene.

Eine Frau vom Fürsorgeamt betrat mit dem Ehepaar Dupal drei Tage später die Wohnung der Gorscha.

Es hatte einen den Fürsorge-Verantwortlichen peinlichen Vorfall gegeben, mit beunruhigendem, unerklärlichem Ausgang, von dem zu berichten war und zu dem man einen vielleicht erhellenden Hinweis jetzt von der Gorscha erhoffte.

Herr und Frau Dupal hatten, nach langer Beratung, beschlossen, Itan zurück in das Heim zu geben, aus dem er gekommen war. Wenigstens bis auf weiteres und ihn wöchentlich dort zu besuchen.

In jedem Fall stand Frau Dupal zunächst eine längere Kur zu.

Sie bestellten den Kammerjäger. Doch von den zahlreichen Marienkäfern, die er vertreiben sollte, fand er, nach mühsamer Suche, am Schluss einzig zwei. Die Dupals sahen sich ratlos an.

Der kleine Kombi des Fürsorgeamtes, der Itan zurück ins Heim bringen sollte, stand auf halbem Weg mit zerplatztem Reifen auf einer Waldschneise still. Itan hatte schlafend auf dem Rücksitz gesessen, als die Panne schließlich behoben war und man alle wieder zum Einsteigen rief, befand sich Itan nicht mehr im Wagen. Auch war er nirgends im näheren Umkreis zu sehen.

Keiner hatte ihn den Rücksitz im Wagen verlassen sehen, überhaupt hatte ihn keiner im Auge behalten. Ein

Versäumnis, gewiss. Aber man hatte geglaubt, dass er schlief.

Man rief nach ihm. Durchsuchte Sträucher und Waldwege.

Itan war nirgends zu sehen.

Einer der Begleiter berichtete, er habe einen Schwarm von Marienkäfern hinter dem Wagen aufsteigen sehen - ihn verwunderte die ungewöhnliche Menge, doch habe er der Erscheinung im weiteren keine Beachtung geschenkt.

Man suchte schließlich die Straße ab. Itan blieb spurlos verschwunden.

Auch zur Wohnung der Adoptiveltern war er nicht wieder zurückgekehrt, wie sich herausstellte.

Die Dupals besannen sich auf die alte Gorscha, zu der es ihn abends so häufig in die Mansarde zog. - Nun also waren sie hier.

Die Gorscha konnte ihren Besuchern nichts Hilfreiches und Erhellendes mitteilen; nichts was sie halbwegs begriffen hätten.

Sie war verstört.

Doch nur in einem Teil ihrer Seele.

Ein anderer Teil war wenig berührt - dieser andere Teil beharrte in ruhiger Überzeugung darauf, Itan könnte jederzeit wieder ins Zimmer kommen und niemand würde ihn hindern können. Wenn sie es beide nur wollten.

Sie wusste um ihre neu gewonnene Macht.

Sie wusste, was zu tun war, dass ihr Dinge und Stoffe immer besser gehorchten. Und sie würde, die geheimen

Formeln mit ihrem Willen erfüllend, wunderwirksame Substanzen erschaffen, die heilten und unvorstellbare Veränderungen vollbrachten.

Nun war es Zeit, dass sie mit der tatsächlichen Arbeit begann.

Für die nächsten vier Tage verließ sie ihr Zimmer nicht.

Am Morgen des fünften Tages - wieder hatte sie über die Nachtstunden hinweg an ihrem Tisch mit Tinkturen und Kräuterextrakten gesessen, Metalle und Kräuter-substanzen dem Wasser übergeben, dem Feuer, die Aschen gemischt, im Schein der flackernden Lichter die magischen Formeln gesprochen - schief sie, im ersten Grau des eben dämmernden Tags, auf ihrem Arbeitsplatz ein.

Das Knistern, das sie beim Aufwachen wahrnahm, kam aus den alten Fenstervorhängen. Der Teppich brannte bereits.

Stühle und Polster brannten.

Herr Dupal hatte die Tür eingedrückt. Riss die Gorscha hinaus auf den Flur.

Das ganze Wohnzimmer ihrer Mansarde, so sah sie von unterhalb, stand prasselnd in Flammen.

Es brannte fast vollständig aus.

Nach den Löscharbeiten betrat sie es wieder, in zitternder Hast, verstört, geduckt unter schweren, wirren Gedanken.

Ihre Finger tasteten über das Glas der zersprungenen Fläschchen, über die Trümmerstücke der heillos verkohlten Schachteln und Dosen; die Aschereste des alten

Buchs, das rings an den Rändern noch glühte.

III

Fünfzehn Jahre waren vergangen, und häufig glaubte die Gorscha inzwischen, all diese Ereignisse mit Itan vielleicht nur geträumt zu haben.

Sie war jetzt oft krank, lag über Tage im Bett. Das Ehepaar Dupal hatte das Haus schon seit Jahren wieder verlassen.

Doch auch mit den neuen Mietern tauschte sie selten nur ein persönliches Wort aus.

Es gab kein Kommodenfach mit einem Karton in der neutapezierten, neumöblierten Mansarde. Nicht mehr mit Gläsern, Dosen und Kräuteresenzen; mit Büchern voll magischer Zeichen.

Das Feuer hatte sie, die Gorscha, vor Jahren mit unbarmherziger Härte bestraft. Sie hatte sich gegen die Gesetze der Natur gestellt, sie außer Kraft zu setzen versucht. Gegen den Zorn der Naturmächte und ihre Zerstörungsbeschlüsse hatte sie keine Gewalt.

Wirklich war sie nun alt, ihre Gedanken umkreisten oft lange die ihr verbleibenden Jahre. Sie zweifelte nicht, dass sie grau sein würden, lautloser, dunkler als alle gewesenen – oder doch grau, wie alle Vergangenheit grau war.

Einmal an einem Vormittag eines gewöhnlichen Werktags - die Gorscha lag in ihrem Bett und üblicherweise

war sie für diese Zeit im Haus ganz allein - hörte sie ein entferntes Weinen, dann auch ein Scharren und Klopfen, das ohne Zweifel von unten kam. Plötzlich, angespannt lauschend, hatte sie auch die Erklärung:

Wie vor drei Wochen schon einmal war es die neue Katze der Mieter im unteren Stock, auch damals war sie hinter der Kellertür eingesperrt, kratzte, miaute und klagte, bis sie die Gorscha befreite. Also - das Scharren und Rufen galt ihr.

Sie zog den Morgenrock über, das Gehen war mühsam, dann stand sie endlich doch vor der Kellertür, öffnete, rief nach der Katze. Verwundert musste sie feststellen, dass das kleine Tier nicht zur Tür kam, so folgte sie weiter ein Stück in den Keller hinein, durchquerte ganz die zwei vorderen Räume, die von Gerümpel, Kisten und Schränken fast überquollen.

Plötzlich stieß sie auf einen etwas erhellten Gang.

Sie hatte ihn bisher nie bemerkt oder ihm keine Beachtung geschenkt, sie musste sich durch eine schmale Öffnung bücken, das Licht wurde heller, offenbar kam es vom hinteren Ende; sie setzte beständig und langsam nun weiter Schritt für Schritt darauf zu.

Auf einmal stand sie in einem ihr unbekanntem Gewölbe.

Es führte in noch ein anderes, größeres. Allmählich begriff sie mit Staunen, dass sie in einem mit Bildern ausgestatteten Saal stand.

Sie schritt die Wände entlang, vieles war seltsam vertraut, seltsam lebendig um sie; manches zugleich wieder fremd und schwer zu entschlüsseln.

Jene Bilder, die sie auf Anhieb erkannte, waren sonderbar immer ergänzt durch andere, die ein eigenes, fremdes und doch auch wieder vertrautes Pulsieren erfüllte. Manche bestürzend in ihrer Urwüchsigkeit, einer wie regellos strotzenden Kraft; dann doch berührend in ungewöhnlichen Zartheiten, sich wunderbar und unentwirrbar verästelnden Mustern und Schichtungen.

Trotzdem war ihr plötzlich bewusst: Sie mussten ihr alle bekannt sein.

Mehr und mehr dämmerte ihr, es handelte sich um die Bilder - und dies war kein Spiel mit einem beliebigen Wort – die sie geträumt hatte. Sie stand inmitten ihrer gewesenen Träume, und ihre Wirklichkeit war für diesen Moment ganz ersichtlich, genau wie die aller anderen Bilder, zum Sehen und Greifen wirklich.

Einige kannte sie noch in Details, andere hatte sie fast vergessen. Manche waren nur während des Tages geträumt, in ihren Gedanken, doch ebenfalls wirklich damit. Wieder andere musste sie - und es war kein geringer Teil - geträumt haben, ohne es überhaupt zu bemerken.

Doch ohne Zweifel gehörten auch diese zu ihr, gehörten alle zusammen.

Es waren ebenfalls ihre grauen, die zahlreichen dunklen Träume dabei. Auch diese erfüllten hier ihren Zweck; viele davon in der Art eines Musters, das die andern, die hellen sich leuchtender hervorheben ließ.

Alles ähnelte einer weitläufigen, vielfach verschachtelten Galerie. Zunehmend war sie erstaunt: vor allem die ergänzenden Bilder existierten in einem eigenen Reich-

tum und einer Fülle, wie sie dies niemals geglaubt hätte. Und immer auch war sie selber darinnen - in Geschehnisse und Taten verwickelt, die häufig weit in den Schatten stellten, was sie ihr „Leben“ zu nennen gewohnt war.

Sie erinnerte sich auf einmal, was sie vor Jahren gelernt hatte, und sie konnte es augenblicklich. Nicht alle Bilder waren geeignet, doch in manche konnte sie „einsteigen“.

Sie musste nur ganz mit Ruhe und Sammlung hineingehen, dann war es fast wie beim Antritt einer mit Freude und Spannung erwarteten Reise, von allerdings nicht bestimmbarer Dauer. Sie konnte Jahre im Flug durchgleiten, es galt nur das Wechseln der Türen, der Fenster, der Gänge.

Ein Bild, und mehr und mehr eine Reihe von Bildern war es, die sie schon bald wie magnetisch und unwiderstehlicher anzog als alle andern.

Eigentlich war nichts wichtig dabei als die hellen, blitzenden Blicke, um auch die Richtung zu finden, vielleicht auch die schwarzen Locken. Das Ziel war mit diesen Dingen nicht zu verlieren.

Sie hätte es ohne Erstaunen erwarten können, denn sie wusste es längst. Doch die Reihe der Bilder floss nun ganz ohne Mühe zusammen mit einer anderen, deren Wirklichkeit nur ein wenig weiter entrückt war:

Sie sah die drei steigenden Drachen, flatternd, tanzend im Spätsommerwind, die Brüder, den kleinen, der klatschte und lachte, sah die zwei Drachen, von denen einer hoch in den Sommerwolken entschwand, sah ih-

ren, der hängen blieb an der Spitze des Baums.

Alles war klar und einleuchtend: dass er sie „Gorscha“ genannt und sie Abend für Abend in ihrer Mansarde besucht hatte:

Für ihn war sie immer die „Gorscha“ gewesen, nie jemand anderes.

Alles war wieder da. Alles wirklich. Sie sah die zwinkernden Augen, unernst wie meist, die aufgestreckte, hüpfende Hand, die in den leichten Gesten immer doch nur den Körper nachahmte - die ganze Gestalt, im Tanzen und Springen, ein freudig zitternder Luftdrache, kurz vor dem Abflug in Wolken und Himmel.

Doch sie sollte, bevor sie käme, auch alles andere mitnehmen. Das hörte sie klar. Alles bewahren, verwalten. Sie war die Herrin der Galerie, die Schöpferin all dieser Bilder.

Sie selber wollte es so - in jenem anderen Teil ihres Wesens, mit dem sie jetzt wieder zusammenglitt, in nie erfahrener Ganzheit: eine alte Wächterin magischer Tempelräume, nur scheinbar lange vergessener.

Einmal schon hatte sie, einen Augenblick lang, an ihre heimliche Macht gerührt. Es war ihre, letztlich durch nichts zu trennen von ihr. Alles hatte einzig in scheinbarem Schlaf gelegen, so wie sie selbst. Alles würde sie nun aus dem Schlaf ins Erwachen führen.

Die Mieter im Haus - nachdem man sie später gefunden hatte - sagten, sie müsse einen Schwächeanfall erlitten haben und dann auf den kalten Boden des Kellers

geschlagen sein. Als man sie schließlich entdeckte und rasch die Feuerwehr alarmierte, sei es für jede Hilfe zu spät gewesen. Weder der Notarzt noch die Fachärzte auf der Unfallstation konnten sie wiederbeleben.

Die Gorscha hätte es anders gesehen.

Anders gesagt.

Was hätte bedeutet: Man konnte sie finden, konnte sie retten?

Sie war zurückgekehrt - in die Fülle der Bilder.

In die Vertrautheit der Formen und Klänge.

Die der Gesichter und Namen.

In jede Fülle.

Der Tunnelgarten

I

Es begann damit, dass er eines Mittags diesen Riss hinter dem Spiegel bemerkte.

Wahrscheinlich hätte niemand mit Sicherheit sagen können, warum dieser Spiegel überhaupt dort an der Wand stand. Solange Kalescho in diesem Raum seine Arbeit tat, stand er schon dort, genau den drei breiten Tischen gegenüber, auf denen die kleinen und großen Bücherpakete sich stapelten. Kalescho sah manchmal hinein, wenn er aus dem Nebenraum kam, sah sich Bücher auf den Tischen ablegen, sie in den Paketen verpacken, die Pakete Verkleben und die Anschriften-Zettel auf ihnen befestigen.

In diesen Räumen, in denen ihn auf allen Seiten Türme von Büchern umgaben, war er seit fünfundzwanzig Jahren zu Haus, fast hatten sie für ihn die Wärme jahrelang bekannter Wohnzimmer angenommen.

Seine Arbeit beschränkte sich nicht auf den simplen Versand, bei dem er den aktuellen Bestellungen der Buchläden und Kunden nachkam. Darüber hinaus gab es diesen speziell ihm zugedachten Arbeitsanteil, der einen fachkundigen Überblick forderte: die Verwaltung von Restbeständen sowie die Betreuung des hauseigenen Antiquariats. Diese Bücher, vor allem die aufgekauften eintreffenden Nachlässe, bedurften der eigenen sachgemäßen Musterung, ehe Angebote und Preise festge-

legt und die werbenden Katalogtexte verfasst werden konnten.

Dennoch lag dies alles weit ab von dem, was er den Beruf seiner Träume genannt hätte. In diesem Traum saß er lesend an einem Schreibtisch, unbehelligt von allen Verpflichtungen des Packens, Beschriftens, wertete aus, ordnete, korrespondierte und las erneut. Obwohl ihm ein Packer, ein durchaus zuverlässiger Arbeitskollege, zur Seite gestellt war, bestimmte der nicht endende Strom neuer Buchladungen, die rasch an ihre Besteller gebracht werden mussten, den täglichen Arbeitsgang.

Soweit es einen Rest von Leidenschaft bei dieser Arbeit gab, galt sie ausschließlich der Sichtung und Ordnung der Restbestände und des Antiquariats. Doch hier reichte es gelegentlich kaum zu mehr als einem Deckelaufschlagen und flüchtigen Blättern. Seine Arbeit empfand er so häufig wie die eines Maulwurfs: wie durch Erde schaufelte er sich täglich durch Bücher, eine flüchtige Spur von aufgeworfenen Bücherhügeln zurücklassend.

Folgerichtig befand er sich auch, halb untererdig, in der Kelleretage, mit einer Reihe ebenerdiger Fenster, die eher Gucklöchern glichen; über ihm die Etagen des großen Druck- und Verlagshauses, das, aus ratternden Maschinen, täglich Zentner Gedrucktes ausspuckte, das seinen Weg sodann in die Kelleretage nahm.

In all diesen Jahren war es ihm nie unangenehm, sich hin und wieder im Spiegel dieses Packraums zu beobachten. Kalescho stapelt und verpackt Bücher, sagte

er dann zu sich selbst, er hakt seine Listen ab, alles hat seine Ordnung. Es war eine Arbeit geworden so gewohnt wie Essen und Trinken und Haarekämmen, nicht leicht und nicht schwer - in der täglichen Routine der gelernten Handgriffe wohl doch eher leicht; in jedem Fall war es, was er mit ausreichender Korrektheit erledigen konnte.

Und er zweifelte nicht, dass er sie noch Jahre ausführen würde.

Eine folgenschwere Beunruhigung trat eines Tags auf, als er sich etwas länger als sonst beim Packen und Verkleben im Spiegel betrachtete.

Er sah nichts Ungewohntes - doch er sah es plötzlich mit einem schärferen Blick:

Zwei tiefe Tränensäcke über den Schnitffalten der Wangen, die bis auf das mehrfach gekerbte Kinn hingen, eine unübersehbare Furche auch über der Nasenwurzel, bis fast hinauf in die sich langsam lichtende Stirn.

Es war ihm, als sähe er von einer Sekunde zur andern das Bild des Bücher-Verpackers vor fünfundzwanzig Jahren sich in das eines alten Mannes verwandeln.

Er hatte die Nacht schlecht geschlafen, die Stirn über dem rechten Auge war von einem leichten Ausschlag gerötet.

Auch konnte eine vielleicht ungünstige Position und Beleuchtung eine entscheidende Rolle spielen.

Er verbot sich den Blick in den Spiegel, da die Zerstreuung sich sofort den Händen mitteilte und er liederlich zu packen begann. Der Spiegel doch wirkte wie ein

großer, blanker Magnet, immer wieder versuchte er sich selbst davor mit einer veränderten Stellung und Pose zu überraschen; doch das günstigere Urteil, auf das er hoffte, blieb aus.

So war es den ganzen restlichen Tag. So war es auch an dem kommenden.

Und plötzlich fasste er diesen Entschluss: Er griff den Spiegel an beiden Seiten, der mattglänzenden Messing-einrahmung, die ihn wie die Pfosten oder das Rahmengestänge einer schmalen, verschlossenen Tür umgab, und begann ihn umzudrehen.

Auf den ersten flüchtigen Blick überraschte ihn wenig, was er entdeckte: ein Riss von Zeigefingerlänge, um den die weiße Wandfarbe splitterte.

Ob dieser neuer oder schon älter war, ließ sich höchstens vermuten. Kalescho schob spielerisch seine Bleistiftspitze hinein, und zu seiner Verwunderung sah er den ganzen Bleistift darin verschwinden.

Ein vielleicht brüchig werdendes Grundgemäuer. Diese Entdeckung, zumal hier im Kellergeschoss, wäre normalerweise sofort ein Appell an sein Verantwortungsbewusstsein und seine Ordnungsliebe gewesen: unverzüglich eine Meldung bei der Betriebsleitung zu machen.

Der Arbeitskollege hatte den Packraum für einige Minuten soeben verlassen, und ehe er nun zurückkehrte, schob Kalescho den Spiegel an seinen Platz zurück, genau wie er vorher gestanden hatte.

Er wusste nicht, warum er dies tat.

Eigentlich war es lediglich diese spontane Empfindung,

dass er die Angelegenheit zunächst überschlafen wollte – ohne dass er doch hätte sagen können, was er sich davon versprach.

Zu Beginn der kommenden Woche - wieder war er für einige Augenblicke im Packraum allein - rückte er den Spiegel zum zweiten Mal von der Wand.

Das bekannte Bild: der Riss. Doch er schien in den letzten Tagen sogar gewachsen: Fast erschreckt fuhr er mit dem Daumen darüber hin, lotete ihn mit dem Bleistift aus, verglich in seiner Erinnerung und prüfte erneut. Vielleicht war er nicht gewachsen und nur etwas weitere Farbe am Rand abgeblättert.

Auch das Lineal schob er nun hinein, bis auf fünfzehn Zentimeter fast konnte es in dem Gemäuer verschwinden. Dann war ein härterer Widerstand spürbar. Doch bei jeder schabenden Seitwärtsbewegung rieselte Kalk, das Gemäuer gab spürbar nach, sonderbar weich und bröselig, wie jahrelang zerfressen von Schwamm.

Die Rückkehr des Kollegen war zu erwarten, so bewegte er den Spiegel auf seinen Platz zurück und beruhigte sich mit dem Entschluss, den Riss in der Mauer nun häufiger zu kontrollieren.

Dafür blieb einzig die Mittagspause, wenn der Kollege den Raum bereits auf dem Weg zur Kantine verlassen hatte. Immer fand sich ohne Schwierigkeiten ein Grund, warum er den eigenen Aufbruch zum Mittagstisch um einige Minuten verschieben musste.

Jeden zweiten Tag rückte er den Spiegel nun von der Wand und kontrollierte den Riss in der Mauer, indem er das Lineal hineinschob und es mit schabenden Bewe-

gungen kreisen ließ.

Er spürte den Kalk an den Seiten rieseln, und selbst der Hintergrund schien seinen harten Widerstand nach und nach aufzugeben.

Immer noch einige weitere Millimeter konnte er das Lineal in die Mauer hinein verschwinden lassen. Doch es blieb ein Spiel, ohne erkennbaren Zweck. Und der Tag war in Sicht, an dem sein Interesse erlahmen würde.

Da - der Spiegel war in der Mittagspause wie gewohnt von der Wand gerückt - horchte er auf:

Dem schabenden Geräusch des Lineals antwortete ein anderes - und zweifellos kam es von der anderen Seite.

Von dieser anderen Seite freilich wusste er mit unumstößlicher Sicherheit, dass sich dort nichts als die angrenzende harte Erde befand. Er kannte das Gebäude seit Jahrzehnten; die graue Decke schäbigen Straßenpflasters, die sich über den ganzen Innenhof spannte, auf den er von seinen Guckfenstern blickte, setzte sich unverändert an dieser Stelle der Hausfront fort.

Er spürte seine Finger, die eben ihre bohrenden Bewegungen fortführen wollten, erstarren. Er lehnte sein Ohr gegen die Wand. Im selben Moment war Stille.

Noch immer hielt er den Atem an. Dann wagte er zaghaft ein Klopfen. Einmal, zweimal und dreimal, jedes Mal lauter werdend. Alles blieb still.

Er konnte sich getäuscht haben. Das schabende Geräusch mochte von irgendwo aus dem Haus oder dem Innenhof gekommen sein.

Doch was ihn erstaunte und was er zum ersten Mal wahrnahm: die Wand klang sonderbar hohl. Die Vorstel-

lung, dass sie außerhalb einfach nur an die Erde grenzte, war mit dieser Wahrnehmung kaum zu vereinbaren.

Er klopfte ein viertes Mal - der Eindruck eines Hohlraums hinter der Wand bestätigte sich. Und jetzt, er spürte, dass ihm die Knie zu zittern begannen, vernahm er auch wieder das Schaben.

Es kam von jenseits der Wand. Jede Täuschung schien ausgeschlossen.

Er hörte Schritte im Flur, die aber unerwartet noch einmal kehrt machten. Zweifellos der Kollege! In jedem Fall bestand Eile, den Spiegel wieder an seinen Platz zu rücken.

II

Schon seit Jahren fühlte sich Kalescho wie in einem weiten Hof von Einsamkeit stehen.

Es gab keine Höhen und Tiefen in seinem Leben mehr - nur eine Reihe von Rätseln, die ihn zuweilen bedrängten, vor allem nachts, wenn er wach lag; Rätsel mit den Konturen sonderbarer Gestalten ohne Gesicht - wie er selbst es empfand; so immer wiederkehrend, schienen sie mit einem eigenen Leben erfüllt, manchmal wie anklagend, klagend wie alte entrückte und doch wieder nahe Bekannte, dass er unfähig war, sie klarer und genau zu erkennen.

Vor zwölf Jahren war seine Frau verstorben; plötzlich und ohne Krankheit und ohne benennbaren Grund.

Eines Nachmittags, nach einem gemeinsamen sonn-

täglichen Ausflug, hatte sie sich hingelegt, noch einmal friedlich gelächelt und einfach das Atmen eingestellt. Er wollte ihr eben über den Kopf streicheln, als er den starr gewordenen Blick unter den halbgeöffneten Lidern bemerkte, eigentlich immer noch lächelnd. Er begann sie zu schütteln, erst sanft, begann sie beim Namen zu rufen, er setzte sie auf, sie heftiger schüttelnd, doch was er auch tat, kein Lebenszeichen kehrte zurück.

Auch der Notarzt konnte nur noch den Tod feststellen. Die Krankenhausärzte spekulierten und rätselten. Das Herz schien unversehrt und bis zum Todeszeitpunkt gesund. Auch für eine Embolie gab es kein Anzeichen.

Alles erinnerte an die Symptome eines „plötzlichen Kindstods“, wie einer der Ärzte kopfschüttelnd sagte - jenes seltsame Phänomen, das allen Schulmedizinern unverändert ein Rätsel war.

Die Umstände kamen Kalescho dagegen in sonderbarer und schmerzlicher Weise bekannt vor. Sie glichen denen beim Tod seiner Schwester, die, gerade elfjährig, eines Morgens plötzlich gestorben war. Sie war in den Garten gelaufen, um mit der Katze zu spielen, schließlich hatte sie sich in die Hängematte gelegt, und dort lag sie regungslos, als man sie fand.

Nichts, kein Schütteln und Rufen, konnte sie bewegen, wieder die Augen zu öffnen.

Kalescho, drei Jahre älter als sie, fiel in eine wochenlange Verstörung. Keineswegs hatte es ausschließlich Töne der Eintracht und Friedfertigkeit zwischen beiden gegeben, im Gegenteil, sie ließen den kleinen aggressiven Ausbrüchen oft mit heimlicher Lust ihren Lauf; den-

noch spürten sie dieses feste innere Band, das sie zusammenhielt, insgeheim stärker noch als es zu Vater und Mutter bestand.

Auch den Tod der Schwester konnte keiner der Ärzte tatsächlich erklären. Möglich dass sie vorher gestürzt war – es gab eine kleine Verletzung am Kopf; doch alle kannten sie bis zu dieser Stunde vital und gesund.

Sicher indes war, dass eine Frau mit zweiundvierzig Jahren nicht einen „plötzlichen Kindstod“ sterben konnte. Es blieb ein unlösbares Rätsel um diesen Tod seiner Frau, der einfach ein stilles, friedliches Einschlafen war, ohne Mühe und Kampf.

Er richtete eine „Erinnerungsecke“ im Schlafzimmer ein, mit ihrem Schmuck und den von ihr getragenen Halstüchern, vor allem aber mit ihren Fotos: Wie sie sich als junges Mädchen und auch noch als junge Frau mit dem geübten klassischen Tanzschritt zu einer Ballettmusik wiegte, so wie er sie kennen, bewundern und lieben gelernt hatte - diese schmale Mädchengestalt, plötzlich aufspringend und grazil durch die Luft wirbelnd, mit der Leichtigkeit einer jungen Libelle.

Eigentlich war sie so immer geblieben, auch wenn sie in späteren Jahren nicht mehr tanzte.

Die leise Musik ihrer libellenleichten Bewegungen hatte sie niemals verlassen: Es tanzten ihre Hände, die nach dem Abwasch die Küchengeräte zurück an die Plätze verteilten; es tanzten ihre Arme, wenn sie den Besen führte; es tanzten leicht ihre Zehen, wenn sie auf der Veranda ein Buch las; es hüpfen und tanzten ihre Worte, wenn sie die gelegentlichen abendlichen Gäste um

den Wohnzimmertisch versammelte.

Es war eine erfüllte Zeit gewesen, fast ohne jemals ein lautes, Streitendes Wort. Gab es eine Instanz, die Lebensglück und Lebensunglück zuteilte, für jeden etwa ein gleiches gerechtes Maß, so musste er sich gewiss nicht beklagen.

Und doch blieb der Schmerz eines unerfüllten Traumes zurück. Ein Teil dieses Traums war ein eigener Garten, in dem sie ihr gemeinsames Altersglück auf eine Vielzahl von Beeten, auf Rosenstöcke, exotische Gewächse und simple Stachelbeersträucher verteilen wollten.

Eine der Frau sicher zugesagte Erbschaft hatte einen solchen Garten in greifbare Nähe gerückt. Und vor ihren inneren Blicken war er auch bereits völlig lebendig geworden: in den Nuancen seiner Düfte und Farben, im Schattenspiel seiner Blätter, sogar in den Vogelstimmen.

Der plötzliche Tod der Frau doch ließ einen anderen Erben an diese Stelle rücken. Und letztlich: Was hätte ihm solch ein Garten bedeutet, ohne ihn in der vorgestellten Art teilen zu können?

Sie hatte ihn und den siebzehnjährigen Sohn allein in der Wohnung zurückgelassen.

Beide teilten die plötzliche Bürde des Schmerzes einträchtig auf, die so tatsächlich erträglicher wurde in der verwaisten Männergemeinschaft, in der sich jeder am anderen festhielt und, den bedrohlich bebenden Boden unter den Füßen, zunehmend neuen Halt fand.

Kalescho hatte nicht alles Träumen aufgegeben.

Auch mit dem Schicksal der plötzlichen Ehelosigkeit hatte er sich nicht tatenlos abgefunden.

Zwei Jahre nach dem Tod seiner Frau raffte er sich auf und durchforschte entschlossen die Heiratsanzeigen der Tageszeitungen.

Ein sich immer wiederholendes Muster stellte sich ein:

Nachdem der erste Kontakt artig in einem Speiserau-restaurant geknüpft worden war und sich beim zweiten Treffen ein lockeres abendliches Trinkgelage anschloss, meist in einer schummrigen Bar, zunehmend von koketten werbenden Gesten begleitet, endete das Treffen in seinen oder ihren häuslichen vier Wänden - mit einem ernüchternden Erwachen am Morgen.

Aller Feierabendglanz war verschwunden, die Neuerwählte erhob sich aus ihren Kissen mit trägen Blicken und befremdend schalem Gesicht, er hörte ihren harten Schritt auf den Dielen knarren, ihr Sprechen und Lachen war lärmig und laut und im Lärmen verletzend; nichts tanzte, wenn sie Hände und Finger bewegte, und immer noch einmal ächzte unter ihren Füßen der Boden, von schweren Schritten gepeinigt.

Mit solchen Gewichten und solchen Lauten war keine Freundschaft zu schließen.

Es blieb, in Variationen, das stets wiederkehrende Muster.

So sehr er sich bei jeder folgenden Verabredung auch zur Unvoreingenommenheit mahnte, immer wieder nahm er Maß an den Bildern seiner Vergangenheit. Nichts hielt stand in diesem Vergleich.

Nach dem sechsten Versuch gab er auf.

Eines Morgens wachte er auf mit einem seltsamen Traum.

Er konnte sich an die Einzelheiten wenig erinnern, doch eine weibliche Stimme hatte mit ihm gesprochen, fast heiter und leicht.

Soweit er sicher eine Zuordnung finden konnte, war es die seiner Frau, und sie hatte erklärt, er solle sie nicht vermissen, sie befinde sich lediglich „nebenan“. Im Erwachen nahm er noch eine ihrer hüpfenden, tanzenden Gesten wahr, diese Geste zeigte die Richtung an, dann flatterte sie einfach davon.

Zwanzigjährig hatte zuletzt auch der Sohn die gemeinsame Wohnung verlassen - ein gutes Mannesalter, um den Weg in die Selbständigkeit anzutreten. Wenige Jahre darauf richtete er sich, ein gefragter Innenarchitekt, eine eigene Werkstatt ein; dies allerdings in einer anderen ferner gelegenen Stadt, von der er wöchentlich einmal telefonierte.

Etwa vierteljährlich kam er den Vater mit einer Verlobten besuchen, die jedoch fast von Halbjahr zu Halbjahr eine andere war. Beim letzten Besuch, vor nun drei Jahren, erschien er allein. Er hatte eine bemerkenswerte Mitteilung zu machen: Er werde zu einer „Expedition“ aufbrechen - in die Schneehöhen Tibets, genauso wie dies vor vierzehn Jahren seine Großeltern taten. Ein ungewöhnliches Buch hatte ihn zu diesem Entschluss inspiriert.

Kalescho spürte einen kleinen Stich in der Herzgend.

Diese Geschichte, die seiner eigenen Eltern, hatte zu

ruhen begonnen; jetzt war sie aufs Neue aufgestört.

Beide Eltern waren damals, schon sechzigjährig, zu einer Reise ins zentrale Asien aufgebrochen. Sie sprachen gleichfalls von einer „Expedition“, und möglicherweise dasselbe Buch hatte sie inspiriert. Sie verkauften Garten und Haus und feierten die Verabschiedung von allen Bekannten und Freunden. In den folgenden Wochen schrieben sie noch einige Postkarten, zuletzt aus den Himalaja-Schneehöhen des fernen Tibets. Dort verlor sich dann jede Spur.

Kein Reiseveranstalter war zu befragen und zur Verantwortung zu ziehen. Sie hatten alle alten Zelte abgebrochen, besessen von einer unbekanntem Idee, ihrer eigenen Abenteuer-Kompassnadel folgend. Wohin immer diese sie geführt haben mochte, es war ihr eigener fester Entschluss gewesen.

Nun brach auch er, der Sohn, als gelte es diesem Vorbild zu folgen, sämtliche Brücken ab. Er verkaufte Werkstatt und Wohnung und ließ alle Bräute zurück. Auch von ihm trafen mehrere Postkarten ein. Die letzte zeigte ein tibetanisches Kloster, und wie alle anderen war sie mit lakonisch kurzen Sätzen beschrieben. Diesmal doch musste Kalescho beim Lesen sich setzen. Er beugte sich minutenlang über den Text, als müsse er eine Keilschrift mit alten Hieroglyphen entziffern.

Was der Sohn in korrekten, perlenmäßig geordneten Schriftzügen ihm mitteilte, war dies: Er habe die Großeltern gefunden. Sie seien bei guter Gesundheit und ohne jede Spur eines fortschreitenden Alters. Im Gegenteil: So jung wie jetzt habe er sie noch niemals gesehen.

Auch ihm gehe es gut.

Nach dieser Post blieb auch der Sohn für immer aus seinem Leben verschwunden. Kein Lebenszeichen traf je wieder ein.

Die Schatten, die gesichtslosen Gestalten bedrängten ihn.

Doch wie er auch Gedanken darauf verwandte, diese Rätsel zu lösen - offenbar war er unwissend und blind und mangelhaft; und musste es ertragen, all dies zu sein.

III

Gleich am nächsten Tag schob er den Spiegel in der Mittagspause erneut von der Wand. Er entschuldigte sich mit einer Magenverstimmung, die ihm den Weg zur Kantine für heute unmöglich mache.

Er klopfte gegen die Wand. Lauschte. Alles blieb still.

Dann bewegte ein heftiger Entschluss plötzlich die Hand.

Er griff die Schere vom Paktisch und bohrte damit in die Öffnung hinein. Das harte Metall riss seine kraftvollen Spuren. Das Gemäuer gab bröselnd nach, als sei es lediglich ein über Wochen zu Stein getrocknetes Teigmaterial.

Er bohrte, schabte und werkte, inzwischen fast mit einem Zug von Besessenheit. Nach Minuten war der Riss um drei Zentimeter in die Tiefe gewachsen und an den Rändern um das Doppelte fast verbreitert.

Erschöpft hielt er an. Lauschte wieder.

Nichts antwortete von der anderen Seite.

Er musste die Arbeit für diesmal beschließen.

Der Kollege ließ länger als sonst mit der Rückkehr warten, und Kalescho klagte leise um jede Minute, die er in seiner Überängstlichkeit möglicher Weise verschenkt hatte.

Sofort mit der Mittagspause des nächsten Tages setzte er seine Arbeit fort. Wieder gab er Übelkeit als Grund für sein Fortbleiben von der Kantine an.

Er hatte einen handgroßen Stein vor einem der ebenerdigen Fenster entdeckt. Den nutzte er jetzt, um die Schere wie einen Meißel schneller in die Mauer hineinzutreiben. So sehr ihn diese Arbeitsweise tatsächlich rascher voranbrachte, so erschreckte sie ihn doch mit dem nicht unbeträchtlichen Lärm, den sie verursachte. Nach wenigen Minuten kehrte er zu den schabenden, bohrenden Bewegungen der Hand zurück.

Doch der härteste Teil der Arbeit schien auf einmal bewältigt. Nochmals wurde das Gesteinsmaterial weicher, durch das er sich bohrend voran bewegte - und alle Mühe wurde mit einem Moment der größten Überraschung belohnt:

Durch den Mauerriss schimmerte Licht.

Fingerbreit war die Öffnung inzwischen - und alles, was er noch wahrnehmen konnte, war, dass er in einen längeren dämmrigen Gang blickte.

Da hörte er Schritte in seinem Rücken.

Er drehte sich um - sein Arbeitskollege stand hinter ihm, fixierte ihn mit unbeweglichen Blicken, eine selt-

sam überlegene Kühle auf dem Gesicht. Und ohne dass ein einziges Wort gewechselt wurde, hatte Kalescho auf Anhieb begriffen: dass der Kollege bereits seit Tagen seine Beobachtungen machte.

Keiner sprach. Doch die Blicke, die sie noch tauschten, drückten die Übereinstimmung aus, dass irgendetwas Unzulässiges sich ereignet hatte.

Kalescho rückte den Spiegel wieder an seine Stelle zurück, dann setzte sich der gewohnte Arbeitsgang fort: das Bücher-sichten und Büchersortieren, das Stapeln, Verpacken, das Befestigen der Anschriftenzettel.

Am Abend schien der Vorfall vergessen.

Kalescho hätte nicht ohne einen Moment des Nachrechnens sagen können, wie lange er diesen Arbeitsplatz bereits mit seinem Kollegen teilte. Alles in allem kamen sie gut mit einander aus.

Am wenigsten hätte man diesem Kollegen vorwerfen können, dass er ein Schwätzer war. Und überhaupt war im Prinzip wenig gegen ihn einzuwenden. Was er tat, tat er zügig und nie mit Nachlässigkeit. Er sprach und lachte nie überflüssig und verfiel nur selten in Beschimpfungen oder gar Flüche.

Gab es etwas, was Kalescho an ihm auszusetzen hatte, so lediglich dies: Er empfand ihn oft als penibel, fast lebensfeindlich korrekt und in hohem Maß langweilig - ein genügsames Arbeitstier.

Es schien ihm, dem anderen, völlig fremd, auf eine eigene Entdeckungsreise zu gehen und ein unbekanntes Buch zu erforschen. Von den Büchern trug er lediglich

Namen und Daten im Kopf: die der Autoren, Erscheinungsjahre und Auflagezahlen. Kalescho dachte manchmal von ihm, dass er ebenso gut wie Bücher Holzleisten hätte sortieren und verpacken können.

In all den Jahren der Zusammenarbeit war es Kalescho doch niemals gelungen, Freundschaft mit dem Kollegen zu schließen. Hierzu freilich sagte er sich erneut, dass er sich nicht im Besonderen beklagen musste. Es gab launische, zänkische und streitsüchtige Mitarbeiter, andere waren beständig krank oder nachlässig und vergesslich - all dies traf für den Kollegen nicht zu.

Dennoch: In der Art einer Karikatur stellte ihn sich Kalescho manchmal in Form einer blankgeputzten Blechbüchse vor - mit einer interessanten Art von „Hohlheit gefüllt“; ein Hohlsein freilich, das eine größere Ansammlung von Daten und Fakten beinhaltete, die bei freundlicher Betrachtung auch beeindrucken konnte.

Alles in allem, Kalescho beklagte sich nicht. War er doch, bei so viel Sachlichkeit und Gleichgültigkeit, so gut wie sicher vor unerbetenen Einmischungen und möglicherweise Kontroversen.

Was freilich den Mauerriss hinter dem Spiegel anbetraf, so hatte ihm ein klares Gespür von Beginn an gesagt, er solle den Kollegen besser nicht ins Vertrauen ziehen. Schon seine eigene Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit war damit auf eine harte Probe gestellt. Die des Kollegen hätte es bei weitem überfordert.

Drei Tage vergingen.

Dann setzte Kalescho seine mittägliche heimliche Arbeit am Mauerspalt fort.

Doch als hätte er mit den ständig genannten Ausflüchten tatsächlich einen Zustand des Krankseins heraufbeschworen, musste er mit schweren Magenbeschwerden ungewollt zwei Tage zu Haus verbringen.

Ungeduldig erwartete er den Tag seiner Rückkehr.

Als er den Spiegel wieder zur Seite schob, war der Mauerspalt zugegipst. Nur eine weiße, festgetrocknete Fläche erinnerte noch an die Stelle. Er klopfte dagegen: Alles war hart.

War undurchdringlich verschlossen.

IV

Er hätte das ganze Ereignis als ungeschehen betrachten können.

Die tägliche Arbeit blieb, was sie war. Der Spiegel verdeckte die Wand.

Er sah manchmal hinein: Es war ein alter Kalescho, der ihm von dort begegnete - doch an alles, auch dieses Bild, konnte er sich gewöhnen lernen.

Wohl war an den kommenden Tagen eine gewisse Spannung fühlbar. Der Kollege ging gelegentlich pfeifend zwischen den Regalen umher, was sonst nicht seine Art war, ihr Wortwechsel fiel noch karger aus als sonst üblich. Doch ohnehin gab es nichts, was einer weiteren Erklärung bedurft hätte.

Eine Woche verging.

Mehr zufällig - der Kollege wurde für einige Minuten hinausgerufen - ergab sich erneut ein Moment, in dem

sich Kalescho allein im Packraum befand.

Es war eine Mischung von Trauer und Sehnsucht: das verschlossene Geheimnis noch einmal ganz nahe zu fühlen. Kalescho rückte den Spiegel von der Wand. Er betrachtete die vergipste Stelle.

Da geschah es erneut: Er nahm dieses Schaben wahr – es kam von jenseits der Wand.

Er klopfte dagegen. Stille.

Dann wieder: das sanft schabende Geräusch.

In diesem Augenblick war der Entschluss gefasst: Er würde die Arbeit von vorn beginnen, koste es was es wolle.

Er griff die Schere und begann an der vergipsten Stelle zu kratzen - die jedoch erwies sich als von fast steinähnlicher Festigkeit. Auf diesem Weg gab es kein Vorwärtsgelangen.

Ein sonderbarer Zufall kam ihm zu Hilfe: Im Waschraum neben der Kantine - ernüchtert und resignierend hatte er sich doch wieder am täglichen Mittagstisch eingefunden - entdeckte er, hinter dem Heizkörper eingeklemmt, eine kleine Werkzeugtasche. Sie enthielt einen breiten Schraubenzieher, einen kleineren Spachtel und eine Rundzange.

Wieder musste er, in Konflikt mit seiner Ordnungsliebe gebracht, den Fall für sich innerlich rasch bereinigen. Als pflichtbewusster Mitarbeiter des Hauses hätte er dieses Fundstück üblicherweise sofort gemeldet. Nun aber ließ er es ohne Aufhebens in seiner Jackentasche verschwinden.

Dieses ihm sonderbar „zugespielte“ Werkzeug war für

seine Zwecke gewiss nicht ideal zu nennen. Mit wohlwollendem Urteil doch ließ sich in einem massiven Schraubenzieher wie diesem auch ein kleines Stemmeisen sehen, und die Rundzange, ebenfalls von nicht geringem Gewicht, war möglicher Weise als Hammer zu nutzen.

Der Fächer des Spachtels konnte die bröckelnden Kalkkrumen entfernen helfen. Und vielleicht war dieses „Set“ dreier Werkzeuge - einer behutsamen, geräuschlosen Arbeitsweise durchaus angemessen - von dem idealen doch nicht zu weit entfernt.

Die Mittagspause blieb seine einzige Chance, sich freien Zugang zur Wand zu verschaffen.

Er erklärte dem Kollegen, er habe ein Magenproblem und das zu fette Essen in der Kantine bekomme ihm nicht. Also habe er seine Butterbrote und eine Packung mit Frischgemüse und Rohkost dabei.

Wieder begann die Arbeit des zentimeterweisen Vordringens in das Gemäuer. Die Rundzange erfüllte als Schlaggerät

in erstaunlicher Art ihren Zweck, und der stumpfe, etwas klobige Schraubenzieher war jedenfalls sicher vor einem zu frühen Verschleiß.

Manchmal hielt er im Zuschlagen, Stemmen und Bohren an und lauschte. In diesem Lauschen pulsierte heimliche Ungeduld wie, stärker noch, Ängstlichkeit.

Würde er wieder das sanfte Schaben und Werken auf der anderen Seite Vernehmen? Wenn es geschah - welche Mitteilung wurde ihm damit gegeben? von wem?

Alles blieb still. Und in diesen Momenten des eigenen

intensiven Werkens und Bohrens war es wohl auch, was er bevorzugte.

Bevor der Kollege zurückkam, mussten alle Arbeitspuren am Boden beseitigt sein, Kalesche erledigte dies stets mit hastigen Bewegungen, denen ein Empfinden von Befriedigung und von Glück folgte, wenn alles in die scheinbar alte Ordnung zurückgebracht war.

Plötzlich trat ein neuer Punkt der Beunruhigung auf.

Kalescho wusste, dass der Kollege nach der Mittagspause in der Kantine gewohnheitsgemäß einige Schluck Magenbitter aus einem Fläschchen nahm. Diese ihm bekannte Zeremonie setzte nun bereits im Lauf des späteren Vormittags ein.

Der Kollege erklärte dies mit in letzter Zeit zunehmenden Magenbeschwerden, und Kalescho hätte diese Erklärung wohl gelten lassen. Er musste allerdings feststellen, dass sich dieser angebliche „Gesundheitstrunk“ keineswegs auf das bekannte Magenbitter-Fläschchen beschränkte.

Nicht nur dass die andersartigen Etikette diesen Verdacht nahe legten. Der Kollege scheute sich nicht, eine halb geleerte Flasche am Fuß eines der Packtische abzustellen - eine Sorte, die nur noch mit äußerstem Wohlwollen als Magenbittervariante zu interpretieren war. Und nach gut einer Woche gab es die ersten zwei Flaschen, die offen in einem der Bücherregale postiert waren.

Ungewöhnlich war darüber hinaus, dass der Kollege jetzt länger blätternd und lesend bei einem der Bücher verweilte, leise vor sich hinpfeifend und ab und zu

schnalzend. Er ließ das eine Bein dabei lässig über die Stuhllehne baumeln, und immer wieder nippte er aus seiner Flasche.

Ein sonderbarer Wechsel zweier Arbeitsphasen begann. Die Vormittage waren von den bisherigen wenig verschieden. Mit dem einsetzenden Nachmittag lockerte sich die Stimmung zusehends, der Kollege - abwechselnd mit Lesen dann wieder mit Packen beschäftigt - begleitete seine Packarbeit mit belustigten Kommentaren, die freilich wohl eher ein Selbstgespräch waren. Kalescho entging nicht, dass sich dabei Flüchtigkeiten in seiner Arbeitsweise einstellten und er sorglos zu packen begann.

Doch eigentlich auch die Vormittage waren nicht mehr dieselben. In den Blicken und Schritten des Kollegen lag etwas, das die Bewegungen und den Gang eines Wachhunds hatte.

Das Hohlsein innerhalb der Blechbüchse schien plötzlich bedrückend, bedrohlich.

Die Arbeit am Gemäuer ging, den Umständen entsprechend, zügig voran.

Das „Wunder“, das sehlich erwartete, blieb nicht aus: Eines Mittags - die Öffnung war wieder auf Fingerbreite angewachsen - drang ein matter Lichtstrahl von der anderen Seite ein. Kalescho konnte erneut in den dämmerigen Gang blicken.

In wenigen Minuten hatte er die Öffnung verdoppelt – und was er nun deutlich wahrnahm, war eine Glastür am Ende dieses Ganges, in der Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Metern.

Von dort kam das Licht. Mit Ernüchterung und Enttäuschung allerdings musste er feststellen, dass die Sicht mit der Glastür endete. Vermutlich lag dies an der Beschaffenheit des Glases selbst, und dies bedeutete, dass er keine andere Wahl hatte, als die Maueröffnung auf einen Umfang zu vergrößern, der es ihm selbst erlaubte hindurch zusteigen.

Andernfalls würde ihm das Geheimnis dieses Ganges und dieser lichtschimmernden Glastür im Hintergrund für immer verborgen bleiben.

Vielleicht dass dieses Ziel letztlich unerreichbar war und er an diesem Punkt resignieren musste. Er begann eben den Spiegel an seinen Standort zurückzuschieben, als er wieder etwas hinter der Mauer vernahm: ein helles, fast mädchenhaftes Lachen.

War es tatsächlich ein Lachen?

Eigentlich war es nur wie der Schatten eines Geräuschs.

Und doch:

Ein ebensolches Lachen antwortete jetzt, wiederum mädchenhaft, und der Eindruck drängte sich auf, dass es zwei Personen waren, die in irgendeiner Weise dort lachend kommunizierten.

Er drückte sein Auge gebannt direkt auf die Maueröffnung, doch nichts, nicht einmal die Andeutung eines Schattens, war zu erkennen. Er lauschte mit äußerster Anstrengung, doch was er wahrnahm, war nur noch das laute Schlagen der eigenen Brust.

Er konnte keine Zeit mehr verlieren. Der Spiegel musste an seinen Platz zurück und die Arbeitsspuren muss-

ten beseitigt werden.

Der Kollege betrat den Packraum, er griff eine seiner Flaschen aus dem Regal, nahm Platz und wandte sich einem Berg Bücher zu. Schmökernd in diese Bücher vertieft verbrachte er die folgende Stunde, lediglich zweimal trat er erneut an den Tisch, um ein Paket zu Verkleben und zu beschriften, ungerührt von den sich stapelnden Büchertürmen auf allen drei Tischen.

Schließlich, schon gegen Feierabend, erlaubte sich Kalescho eine Bemerkung. Er hatte lange damit gewartet und wählte einen höflichen Ton. Er war mit der denkbar erstaunlichsten Reaktion konfrontiert - die keineswegs schroff ausfiel sondern einfach nur kühl und in beängstigender Art überlegen.

Der Kollege erklärte ihm, dass dieses Durchblättern der Bücher, auch das gelegentliche Lesen und Schmöckern, neben der Arbeit des Packens sein selbstverständliches Recht sei, von dem niemand ihn abhalten könne. Und er setzte – mit unüberhörbar spöttischem Ton - hinzu, dass jeder, der dies anders sehe, nichts als ein genügsames Arbeitstier sei.

Dieser Pfeil, so schien es, zielte auf ihn, auf Kalescho. Und ehe er etwas erwidern konnte, folgte mit kaltem Klang die Bestätigung: Er, Kalescho, war es, der in den Augen des anderen penibel erschien, lebensfeindlich korrekt und maßlos langweilig.

Kalescho glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Und krönend folgte zuletzt der Satz, dass er ihn, den Kollegen, seit Jahren bereits an eine leere blankgeputzte Blechbüchse erinnere. Ohne Leben und hohl. Für ihn,

den anderen, jedenfalls sei die Rolle des Arbeitssklaven endgültig ausgespielt.

Etwas war merklich aus jeder Ordnung geraten.

IV

Der Moment der Überraschung war groß:

Die Glastür stand offen.

Kalescho konnte erstmals durch sie hindurchsehen.

Was er wahrnahm, war der schmale Ausschnitt einer Landschaft, in der Beleuchtung der mittäglichen Sonne doch gut in ihren Konturen erkennbar.

Der Eindruck war der eines großen gepflegten Gartengeländes, wenigstens im näheren Umkreis der Tür. Um einen kleinen silbern schimmernden Teich gruppierten sich Sträucher, Weiden und Birken, und die Birkenstämme und die Blätter der Weiden hatten denselben silbernen Glanz des Wassers.

Nirgends entdeckte er Blumenbeete oder auch einen Strauch, der einen auffälligen Farbtupfer in diese Gegend gesetzt hätte. Das Ausmaß der Schlichtheit war fast irritierend.

Sicher freilich konnte gesagt werden, dass es keine Spur von Verwilderung gab; alles schien sauber gepflegt und geordnet.

Und Verwunderung, Irritation blieb genug. Denn all diese Umstände waren letztlich unmöglich.

Nirgends konnte es ein solches Gartengrundstück im

Umkreis des Hauses geben - schon gar nicht an dieser Stelle. Der schmale unterirdische Wandtunnel führte auf dieser Höhe immer nur direkt in den Boden hinein - in leichtem Winkel zum Innenhof, den eine hohe Backsteinmauer begrenzte.

Und doch: Alle Eindrücke bestätigten sich am folgenden Tag.

Die Glastür stand wieder offen. Er blickte erneut auf den silbern blinkenden Teich, Weiden und Birken bewegten sich leicht im Licht - und zusätzlich begriff er in diesem Moment, dass dieses Bild nicht den Witterungsbedingungen dieses Tages entsprach. Der Himmel vor den Kellerluken war grau und bedeckt, unmöglich hätten die Wellen und Blätter dieses hell blinkende Licht abstrahlen können.

Andererseits schien es doch ein ganz und gar natürlicher Garten zu sein. Es gab Vögel darin, die auf den Sträuchern und im Boden nach Nahrung pickten und sich wie alle gewöhnlichen Vögel verhielten. Und gelegentliche Kreise auf der Oberfläche des Teiches zeigten an, dass Fische dort wohnten, vielleicht sogar Frösche.

Wäre alles ein Produkt seiner eigenen Phantasie gewesen, und Kalescho prüfte sich eingehend in diesem Punkt, so hätte er diesen Garten wahrscheinlich nicht mit gewöhnlichen Meisen und Amseln bevölkert - eher schon mit exotischen Tieren: Paradiesvögeln, Pfauen und Pelikanen. Und er wäre von vielgestaltigen, farbigen Tropenpflanzen durchwuchert gewesen, nicht einzig von Weiden und Birken bewachsen; so gut kannte er sich.



Was diesen Garten auszeichnete, war nicht nur jene seltsame Schlichtheit, sondern vor allem die Ausstrahlung einer ungewöhnlichen „Stimmigkeit“ (so wie er für sich selbst das zutreffende Wort meinte gefunden zu haben). All dies konnte kaum seinen eigenen Gedanken entstammen.

Er maß eben nochmals die Breite der Öffnung nach, als sich Schritte vom Flur her näherten. Bis zum Ende der Mittagspause wären ihm üblicherweise noch einige Minuten geblieben, die Rückkehr des Kollegen zu diesem Zeitpunkt war eigentlich nicht zu erwarten.

Kalescho war so überrascht, dass er bewegungslos an die Wand gelehnt blieb. Kopf und Schultern bedeckten notdürftig das Loch, eigentlich gab es keine Chance, es zu verstecken, selbst wenn er regungslos wartete.

Die Schritte hallten hart auf dem Parkett des Packraumes, dann hielten sie still. Sekunden vergingen, dann hallten die Schritte erneut, bewegten sich zurück zur Tür und entfernten sich ohne Verzögerung.

Keiner erwähnte den Vorfall.

Alles nahm weiter seinen Gang, wie es während der letzten Tage seine sonderbar neue Richtung eingeschlagen hatte.

Sah Kalescho seinen Kollegen vormittags noch meist wie üblich seiner gewohnten Arbeit des Sichtens, Sortierens und Verpackens nachgehen, so bestand seine Beschäftigung während der Nachmittage überwiegend im Bücherblättern und Schmökern, selbstverständlich in Begleitung einer seiner Flaschen, die er in regelmäßigen

Abständen zum Mund hob.

Nicht nur in ungewöhnlichen Sachbüchern, mehr und mehr auch in Werken schöngeistiger Literatur und in Romanen begann der Kollege zu blättern. Hatte er sich gegen Abend an einer spannenden Lektüre festgelesen, so kommentierte er die Inhalte brabbelnd, schimpfend oder auch mit einem johlenden Aufschrei.

Die drei breiten Tische im Packraum hatten seit Jahren ihre feste Bestimmung: Der eine war der Packtisch Kaleschos, die beiden anderen die des Kollegen, wobei der mittlere auch Kalescho als vorübergehende Ablage diente, wenn die Arbeitsgänge den eigenen vollen Einsatz erforderten und die Bücherberge sich stauten. Außerdem gab es noch diese breite Bank an der Wand, auf der bereits vorsortiert die jeweils gängigen Bücher lagen, mit einem raschen Griff zu erreichen.

Niemand hatte diese Ordnung und Einteilung jemals in Frage gestellt. Sobald sich der Kollege nun aus seinem noch halbwegs nüchternen Zustand der Mittagsstunden entfernte, schien ihm alles dies fremd zu sein. Er stellte Bücher und Bücherkisten beliebig ab - auf den drei Tischen oder der Bank, den manchmal erst halb beendeten Arbeitsgang der Verpackung plötzlich abbrechend und neue Bücherladungen über die alten stapelnd.

Bücherberge und Büchertürme wuchsen auf sämtlichen Tischen und boten ein niemals gesehenes Bild des Chaos. Kalescho beschränkte seinen Ehrgeiz darauf, den eigenen Packtisch funktionsfähig zu halten, er sichtete und stapelte um, doch so sehr er auch seinen eigenen Arbeitseinsatz erhöhte, es war, als schüfe er lediglich

ein Rinnsal für eine sich ständig stauende Bücherflut. Für diese war keine Abhilfe in Sicht - solange er nicht, wenigstens in dieser Nachmittagszeit, den Arbeitsanteil des Kollegen mit übernahm.

Dies wiederum sah er doch als vorschnellen Schritt: ein ungebührliches Zurückweichen, ein möglicherweise vorschnelles Resignieren. Und überhaupt: auf Dauer lag keine Lösung darin.

Der Kollege hatte ihn in diese ungewollte Machtprobe gezogen, ganz offenbar. Er konnte sie nicht ignorieren, wie er doch gut beraten war, Kühle und Überlegenheit zu bewahren, sie jedenfalls zu demonstrieren.

Zugleich wusste er doch, dass jede harte Konfrontation ihm nicht dienlich sein würde.

Die grundsätzliche Debatte ließ sich, wie er begreifen musste, schließlich nicht aussparen. Wieder wählte er einen höflichen Ton.

Er stieß an eine unerwartete Wand neuer und offenbar inzwischen schon unverrückbarer Überzeugungen.

So meinte der Kollege, dass die im Prinzip unterschiedliche Arbeitszuteilung für ihn inakzeptabel geworden sei. Kalescho habe sich über Jahre den einzig angenehmen und vergnüglichen Arbeitsanteil gesichert, damit sei es ein und für alle Mal jetzt vorbei.

Kalescho war unfähig, mit einem zusammenhängenden Satz zu antworten. Nie wäre es seine Absicht gewesen, dem Kollegen den - wie er es nannte - „vergnüglichen“ Arbeitsanteil vorzuenthalten. Mit diesem war er selbst, durchaus mit der Last der eigenen Verantwortung, nach gründlicher Absprache von der Verlagslei-

tung aus betreut worden. Und ohnehin: Er fiel, damals wie heute, ernüchternd schmal aus.

Er hatte diese Sonderzuteilung an ihn, die sich sowohl als Auszeichnung wie auch als zusätzliche Bürde sehen ließ, nie anders empfunden als so, dass sie den Bedürfnissen und Anliegen beider entsprach. Nie wäre ihm in den Sinn gekommen, dass die Arbeit des Ordners und Packens mit der Genügsamkeit und anspruchslosen Geistesart des Kollegen in irgendeinem Widerspruch stand; sie schien dieser genau zu entsprechen.

In dem was er nun zu hören bekam, schwang vernehmbar der Unterton eines bedrohlichen Vorwurfs; doch mehr – es war wie der Hinweis auf eine unbeglichene Rechnung zahlloser Jahre.

Der Kollege forderte nicht allein die völlige Gleichstellung.

Er forderte Wiedergutmachung, Genugtuung.

Und er besaß dieses Mittel der Macht: das geteilte Geheimnis - das doch als Geheimnis bewahrt werden musste.

Kaleschos Blicke schweiften über die chaotische Ansammlung von Büchern und Kisten auf sämtlichen Tischen. Es waren seine Arbeitsberge.

So jedenfalls hatte er unmissverständlich begreifen müssen.

Kalescho fühlte sich zu jeder Geste guten Willens bereit.

Vielleicht dass der Kollege doch einlenken würde, wenn dieser gute Wille ihm ausreichend sichtbar war und sie letztlich zu einem gemeinsamen Arbeitskonsens

zurückfinden könnten.

Am folgenden Nachmittag machte sich Kalescho daran, Ordnung auf allen drei Büchertischen herzustellen. Er beschleunigte die bekannten Handgriffe, und in den nächsten drei Stunden hatte er fast das Doppelte der üblichen Büchermenge verpackt und die Hälfte des mittleren Tischs völlig aufgearbeitet.

Der Kollege hatte seinen Stuhl unter die Kellerluken gerückt und durch eine Holzkiste etwas erhöht, so dass er die Blicke durch das Fensterglas hinaus schweifen lassen konnte.

Kalescho hatte niemals zuvor bemerkt, dass er sich für diesen Ausblick außerhalb der Kellerräume interessierte. Nun aber hatte er sich diesen Ort zum Sitz- und Le-seplatz erwählt.

Sich dem nächsten Bücherturm zuwendend, sah Kalescho seine Bewegungen von heimlich musternden Blicken verfolgt.

Sie glitten aus thronähnlicher Höhe auf ihn herab, mit einem fast genüsslichen, dunklen Funkeln gefüllt, darunter befand sich ein schmal und süffisant lächelnder Mund. Und wie schon gewohnt blätterten die Hände Buchseiten um, begleitet von Brabbeln, Schnalzen und Zischen und wieder „Jehoh!“-Schreien. Und fast Stunde für Stunde wanderte eine geleerte Flasche auf die Kiste unter dem Stuhl.

Kalescho bemerkte, dass er die Arbeitsgänge des Ord-nens, Verpackens, Beschriftens immer nochmals beschleunigen konnte. In der Jagd um einige gewonnene Sekunden entwickelte er ein erstaunliches Geschick,

indem er alle Handgriffe auf das notwendigste reduzierte.

Doch die Empfindung war, dass er sich bei solch steigendem Arbeitstempo in ein mechanisches Drehwerk zu verwandeln begann, das in atemloser Hast rotierte, mehr und mehr bis zur besinnungslosen Erschöpfung.

Die Ermüdung fraß sich in ihn ein wie ein Schwamm, der ihn wie innerlich brüchig und hohl werden ließ.

Die Maueröffnung hatte inzwischen einen Umfang, der es Kalescho bequem erlaubte, seinen Kopf hineinzustecken und frei darin zu bewegen.

Nach nochmals zwei Tagen fand Kalescho am Morgen zwei prall gefüllte Beutel mit Gips in einem Metalleimer vor, alles mit einer alten Pappe verdeckt und wenig auffällig in einer Nische des Flurs platziert.

In der Mittagspause arbeitete er wie besinnungslos.

Doch ohne Frage waren noch einige Arbeitsstunden notwendig, bis auch Schultern und Hüften durch das Loch in der Wand zu bewegen waren.

Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Als er anschließend in den Gang hinaustrat und verstoßen erneut einen Blick auf den Metalleimer warf, sah er, dass neben diesem zwei weitere Beutel mit Gips abgestellt waren.

Er erinnerte sich jetzt, während der Mittagspause im Gang wieder Schritte vernommen zu haben. Doch war er, von seinem Arbeitsdrang besessen, nicht gewillt gewesen, sich darum zu kümmern.

Der Nachmittag verlief nicht wie die vorangegangenen. Der Kollege rührte keine einzige seiner Flaschen

an, und er nahm auch hin und wieder seinen gewohnten Platz am Packtisch ein und erledigte die üblichen Handgriffe.

Am späten Nachmittag verschwand er ohne Erklärung minutenlang aus dem Packraum.

Kalescho wurde plötzlich von einem blechernen, klirrenden Geräusch aus dem Gang aufgeschreckt.

Gleich darauf betrat der Kollege wieder den Raum, mit starrem Lächeln, und bestieg seinen Platz vor den Fensterluken.

Kalescho wusste: die Entscheidung ließ sich um keinen Tag mehr hinausschieben

In Augenblicksschnelle war der Entschluss gefasst: Er würde die Arbeitsräume für diese Nacht nicht verlassen. Nur zum Schein schloss er sich wie üblich den anderen Angestellten und Arbeitern an, die zum Ausgang strömten.

Dann kehrte er zum Packraum zurück.

Alle Geräusche verstummten. Er atmete tief und befreit. Er war jetzt erstaunt, warum ihm dieser Einfall nicht eher gekommen war.

Zeit lag nun vor ihm wie nie - Stunden, mehr als ein Arbeitstag. Als er auf einen Stuhl sank und seinem Puls zu lauschen begann, merkte er, wie tödlich erschöpft er war. Jedes Strecken der Arme, der Beine empfand er wie das mühevollen Zurseite-Schieben von Dickicht eines sehr dichten Waldes, durch den er irrte.

Doch ein plötzlich heller Gedanke, eine große Neugier belebte ihn augenblicklich:

Welches Bild würde der Blick auf den Gartenteich und

die Birken am Abend bieten? welchen zur Nachtzeit?

Etwas wie Aufregung befiel ihn, zugleich auch Beklemmung. Vieles war denkbar - sogar das Verschwinden des Gartens. Vielleicht aber auch das Farbenspiel eines nie gesehenen

Sonnenuntergangs auf den Blättern. Und schließlich das Aufblitzen einiger Sterne im Spiegel des Teichs.

Er wurde aus diesem Gedanken durch ein blechernes, schabendes Geräusch geweckt, das aus Richtung des Gangs kam.

Er sprang auf.

Der Kollege stand in der Tür.

Es war schwer zu entscheiden, ob auch er überrascht war.

Jedenfalls ließ er sich nichts davon anmerken, grüßte flüchtig und erklärte mit einem Satz:

Er habe die Feierabendzeit soeben verschlafen, und da die Tore mit Sicherheit schon geschlossen seien, würde er ganz einfach die Nacht hier verbringen.

Kalescho lächelte, müde, erschöpft.

Es gab ein altes Mühlespiel in einem Regal. In all den vergangenen Jahren war es doch kein einziges Mal in Gebrauch gewesen.

Das holten sie nun hervor, nahmen am Tisch Platz. Der Kollege stellte zwei Flaschen neben sich ab, die eine unmissverständlich in Richtung Kaleschos rückend.

Dann saßen sie Stunden vertieft in ihr Mühlespiel.

Kalescho wusste, worin seine einzige Chance bestand: dass der Kollege schließlich in Schlaf fiel. Noch immer hoffte er, die Flasche an dessen Seite würde ihm dabei

den nötigen Vorsprung verschaffen. Doch er wartete vergebens. Der Kollege rührte die Flasche so wenig an wie er seine.

Mehrmals, wenn er sich vergewissern wollte, dass die Augenlider des anderen endlich bleiern und träge zu werden begannen, bemerkte er diesen gleichen prüfenden Blick auch auf sich. Stunde um Stunde verging.

Auf einmal schreckte Kalescho erneut durch ein metallenes klirrendes Geräusch auf.

Er sprang sofort in die Höhe, er befand sich allein am Tisch, er lief hinaus auf den Gang.

Der Kollege stand bei dem Eimer, den Gipsbeuteln und klopfte sich eben lächelnd die Hände ab.

Sie kehrten zurück an den Tisch, und wieder begann ein Mühlespiel.

Kalescho beteuerte endlich, er wolle jetzt schlafen. Er bat, das Licht zu löschen und legte seinen Kopf auf die Arme.

So lauschte er lange auf die Atemzüge des andern.

Kalescho fuhr plötzlich aus einem beginnenden Traum auf.

Der Kopf des Kollegen lag mit dumpfen, leicht pfeifenden Schnarchgeräuschen neben ihm auf dem Tisch. Kalescho ging an den Spiegel, entfernte ihn leise.

Er streckte seinen Kopf ein Stück durch die Öffnung.

Er glaubte, er dürfe seinen Augen nicht trauen: Der Teich hatte sich ausgedehnt, bis fast vor die offenstehende Glastür.

Jedenfalls über die ganze Fläche hin sah man einen sich spiegelnden Nachthimmel.

Es war von seinem Standort aus, diesem am Eingang des Mauertunnels, nie möglich gewesen, einen direkten Blick auf den Himmel zu werfen. Nur aus den Licht- und Farbreflexen hatte er bisher auf die Witterungsbedingungen über der Landschaft schließen können. Nun blickte er in ein dichtes Netz heller Sternenstraßen.

Doch wieder war manches ungewöhnlich dabei. So konnte er keines der ihm bekannten Sternbilder erkennen. Und die Sterne selbst schienen farbenreicher - so gab es etwa auch einige größere Himmelskörper, die ein sanftes tiefblaues Licht abstrahlten; andere dagegen schimmerten grünlich. So jedenfalls zeigte es sich im klaren Spiegel des weit und geheimnisvoll ausgebreiteten Wassers.

Die einzelnen Sterne waren wie in einen eigenen kleinen Lichthof gehüllt, in ihrer eigenen Helle wiederum erschienen sie wenig bedeutend gegenüber einem anderen sie alle verbindenden Licht. Eigentlich war es kein Nachthimmel, in den er dort blickte - eher der bläulich dämmernde Raum eines Abendhimmels.

Er suchte nach den am Tag gesehenen Gartengewächsen, den Sträuchern, Birken und Weiden. Jetzt fand er sie, in eine sonderbar weite Entfernung gerückt. Doch sie führten kein wirkliches Eigenleben, eigentlich waren sie mit ihren Silhouetten der Blätter und Zweige nur gleichfalls ein Spiegel und reflektierten den hellen Nachthimmel.

Erschreckt begriff er, dass er bei diesem Anblick - er selber hätte von einigen kurzen Augenblicken gesprochen - fast eine Stunde verbracht hatte.

Der Kollege reckte sich plötzlich im Schlaf. Kalescho schob den Spiegel zurück. Eine Entscheidung war nötig, möglicherweise ein Kampf.

Eine Packschnur fiel Kalescho ins Auge, er begann eine Schlaufe hinein zuknoten. Er näherte sich mit lautlosen Schritten wieder dem Tisch, schätzte die Lage der Arme, die Schulterbreite des Schlafenden ab.

Im selben Moment, als er die Packschnur über ihm hob, sprang der Kollege auf. Er war von einer Sekunde zur anderen wach, als hätte er nie geschlafen.

Das Handgemenge begann augenblicklich.

Erst jetzt begriff Kalescho den vollen Ernst dieser Gegnerschaft.

Er wäre bereit gewesen, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Doch der Kollege umklammerte ihn mit wilder Entschlossenheit, scheute sogar vor würgenden Griffen und Faustschlägen nicht zurück und schien von dem Wunsch besessen, selbst in den Besitz der Packschnur zu kommen.

Ein paar Mal gelang es ihm fast. Beide zerrten dann an der Schnur wie Hunde an ihren Leinen und Ketten, gleich darauf prallten sie erneut aufeinander und das Handgemenge setzte sich fort, ohne Ergebnis: Beide waren sie müde, erschöpft; beide Männer von gleicher Statur und im selben Alter.

Plötzlich bemerkte Kalescho, dass sie genau vor dem Spiegel standen. Ein Augenblick flüchtiger Irritation ließ ihn stillhalten, der Kollege nutzte es aus, warf ihn zu Boden. Versuchte erneut, ihm die Schnur zu entreißen.

In dieser Sekunde schien der Packraum zu wanken, ein

kurzer Blitz ging von Wand zu Wand - erst nachträglich erkannte Kalescho, dass dies die Bewegung des Spiegels war und er selbst sie mit einem Stoß seines Fußes verursacht hatte.

Es geschah ohne Absicht und Plan. Der schwere Messingrahmen hatte sich vornüber geneigt, diesmal stand der Kollege irritiert und bewegungslos, und mit dem endlich krachenden Aufschlag, dem Klirren der Spiegelscherben war alles geschehen:

Der eben fast Siegreiche lag selbst auf der Erde, Scherben bedeckten seinen Kopf, seine Schultern, staken in kleinen Splittern auch in den Armen, im Nacken.

Kalescho entfernte die Scherben, zog ihn vorsichtig bis an die Tür des Gangs und griff jetzt endlich sein Werkzeug – die Ohren weiter prüfend nach hinten gewandt.

Doch der Kollege gab keinen Laut, lag starr wie ein Schlafender.

V

Kalescho wandte sich seiner Arbeit zu.

Er musste früher Morgen geworden sein, über dem Garten lag jetzt ein seidener Dunst, nur in verschwommenen Farbmustern ließ sich noch der lichtdämmrige Nachthimmel ahnen. Er zeigte kaum einzelnen Sterne mehr, und auch die fernen Bäume und Sträucher hatte ein Zug dunkelsilbriger Nebelwellen geschluckt.

Kalescho unterbrach dann und wann, taumelnd, lehnte schwer atmend gegen die Mauer. Er presste die

schwere Faust auf die Augen, befehlend und als könnte er so die bleierne Müdigkeit aus ihnen fortdrücken.

Der Morgen war sichtbar im Anbruch, auch durch die Fensterluken schimmerte zunehmend Licht.

Der Kollege rührte sich nicht. Kalescho begann ihn nach und nach zu vergessen.

Im Garten wurden allmählich die alten, klaren Konturen erkennbar; es war, was Kalescho zu sehen hoffte: der Teich, die Birken und Weiden darum, Vögel durchflogen die Luft, das Wasser leuchtete silbrig, manchmal aufgeworfen zu kleinen flüchtigen Kreisen.

Auf einmal betrachtete er erstaunt die Breite der Maueröffnung, verglich sie mit seiner Schulterbreite.

Etwas musste ihm beim letzten Maßnehmen entgangen sein: Er passte längst schon hinein, hatte sogar einige Zentimeter Spielraum inzwischen.

Er ließ sich ganz in den Tunnel gleiten, nur das erste Stück darin machte ihm Mühe, dann bewegten sich Schulter und Becken zunehmend frei.

Er durchwanderte den Tunnel bis an die Tür.

Er setzte einen ersten Fuß in den Garten.

Er begann in Richtung des Teichs zu gehen.

Er war erstaunt, in wie weiter Entfernung sich dieser nun wieder befand. Sein Mauerloch musste ihn selbst tagsüber fast wie ein Fernrohr näher gezogen haben.

Jetzt legte er fünfzig Schritte zurück, und noch immer nicht stand er am Ufer.

Der Himmel wölbte sich über ihm in wunderbar klarem und tiefem Blau, ein Blau, so schien es, mit dem er den Raum nicht lediglich bis zum fernegelegenen Hori-

zont sondern überall bis auf die Erde füllte. Die Empfindung war schwer zu beschreiben, doch man spürte ihn überall: auf den Sträuchern und Bäumen, auch auf den Schultern, im Rücken, selbst an den Füßen.

Vielleicht aber war es ganz natürlich nur dieses sanfte Licht, das zu allem gehörte, aus allem hervorbrach, selbst aus der Erde. Er sah zurück.

Wieder war er erstaunt, verwirrt:

Er meinte, das Haus, sein Arbeitshaus, zu erkennen, deutlich sah er auf die schon große Entfernung sogar die beiden Fensterluken des Packraumes. Das Fensterglas leuchtete ihm seltsam nach wie zwei Augen, doch sie waren ganz ohne Leben, ohne Bewegung.

Als er sich nach wenigen Schritten nochmals umwandte, war, was er gesehen hatte, in unerwarteter Weise verwandelt:

Nur die Augen glänzten wie vorher starr und bewegungslos. Doch um sie und hinter ihnen entdeckte er nicht mehr das Haus - oder doch in einer ganz neuen, ungewohnten Gestalt: sie schien wie die einer alten, graugewordenen Schmetterlingspuppe.

Und nun, im Weitergehen, begriff er auch dies:

Natürlicher Weise waren all diese Gartenwege eintönig und karg geblieben.

Die Einrichtung des Gartens - in der vorgestellten Fülle seiner exotischen Pracht - war ja der einst gemeinsam gefasste Plan.

Von dieser Arbeit ihn selber auszuschließen und mit einem fertigen Produkt zu überraschen, hätte diesem Plan nicht entsprochen.

Also hatte sie entschieden zu warten.

Sie hatte einfach gewartet.

Auf ihn.

Auf seine versprochene Teilnahme.

Und sie war nicht allein.

Er erinnerte sich an das zweite Lachen. Gewiss, es war wirklich gewesen, ein eigenes Lachen, genau wie das erste, auf das es geantwortet hatte.

Er ging weiter ins sanfte Blau. Und endlich begann er, die Zweige der Birken zu spüren. Sie wiegten im Wind ~ doch er merkte verwundert, dass dieser Wind auch sein Atem war.

Wie dieser Atem stärker wurde und wieder ausruhte, so bewegten sich auch die Zweige.

Er stand in der ganzen Fülle des Blaus. Stand nun auch vor dem Teich.

Auch die Wellen wiegten sich nach seinem Atem.

Am Mittag dieses beginnenden Tages hing auf der großen Anschlagtafel in der Kantine ein Zettel mit dem Vermerk, dass E. Kalescho in der vergangenen Nacht seine Freunde und Mitarbeiter für immer verlassen habe.

Der Satz war hinzugefügt: „Er hat unserem Betrieb in zuverlässiger Arbeit und als ein Vorbild an Pflichtbewusstsein fünfundzwanzig Jahre gedient.“

Der Katzenmann

I

Als Professor Burkardt an diesem Abend, schon eine Stunde vor Mitternacht, nach Hause kam, stolperte er auf den letzten Metern zur Haustür fast über ein etwa kniehohes Hindernis.

Die Sträucher, die den Gartenweg säumten, tauchten den Boden stellenweise in tiefes Schwarz, nur der matt blinkende Schimmer eines Fells hatte ihn in letzter Sekunde gewarnt und zu einer raschen Linkswendung der Schritte veranlasst.

Und während er dieses dunkelsilbrige Etwas als lebendig und einer aufrecht sitzenden Katze ähnlich erkannte, erstaunte ihn zugleich, dass dieses Geschöpf so gut wie regungslos auf dem eingenommenen Platz verharrte und nicht die geringste Anstrengung machte, davon zuspringen oder seinerseits auszuweichen.

Auch war es von einer ungewöhnlichen Größe, die fast an die eines jungen Panthers erinnerte. Als er endlich die Haustür geöffnet hatte und nochmals einen Blick auf den Weg zurückwarf, sah er zwei grünglühende Augen auf sich gerichtet, die offenbar jeden seiner Schritte verfolgt hatten. Immer noch hockte das Tier auf dem Boden - dann endlich, ein huschender Schatten, von einer Sekunde zur andern hatte es den Sprung in die Büsche getan.

Schon einmal, so fiel ihm nun wieder ein, hatte er in

der vergangenen Wochen bei seiner nächtlichen Heimkehr die Empfindung gehabt, jemand folge ihm vom geparkten Auto direkt vor die Haustür. Er meinte momentweise auch, ein Geräusch aus den Büschen gehört zu haben, mehrmals drehte er sich daraufhin um, doch konnte er nichts entdecken, und auch das Geräusch erschien ihm schließlich als Einbildung.

II

Diesmal allerdings hatte er eine Katze gesehen - eine sogar von beachtlichen Ausmaßen. Eine weitere Auffälligkeit war eine sonderbar längliche spitze Schnauze des Tiers, und wieder spürte er Zweifel, dass es sich um eine simple Hauskatze handeln könnte. Noch einmal trat er ans Fenster, um den nächtlichen Gartenweg auszuspähen. Doch nichts regte sich dort.

Es war später Oktober, die Nächte wurden zunehmend kalt. Nichts wäre ungewöhnlich daran, dass eine herrenlose streunende Katze hier irgendwo in den Gärten ein warmes Quartier zu suchen begann. Allerdings: Bei diesem Haus war sie zweifellos „an der falschen Adresse“ - wie er es selbst formuliert hätte. Professor Burkardt hatte nie eine besondere Neigung zu Katzen gespürt, keiner in seiner Familie hatte jemals eine besessen. Für ihn stand fest, dass er sich auf eine nähere Katzenbekanntschaft nie einlassen würde.

Eben begann er in den Schlaf zu sinken, als er plötzlich

erneut ein Geräusch von der Haustreppe hörte: ein kurzes Scharren, und jetzt folgte in der Tat ein halb knurrender halb miauender Katzenlaut.

Er schreckte von seinem Kissen auf, lauschte angespannt. Im selben Moment war alles still. Die ihn so jäh ergreifende Unruhe irritierte ihn selbst. Jene streunende Katze ging ihn nichts an. Schon gar nicht war sie es wert, seine Nachtruhe zu verkürzen.

Zwei Tage später geschah es erneut: Als er nach einem spätabendlichen Weg zum Postkasten den Gartenweg zur Haustür betrat, befand sich im Schatten der Büsche wieder der dunkle Hügel, er bemerkte ihn diesmal einige Meter voraus und konnte die Schritte so ruhig daran vorbei lenken. Und wieder blieb sonderbar und beklemmend, dass diese Katze - denn ohne Zweifel musste es eine solche doch sein – genau wie beim letzten Mal keinen Zentimeter zur Seite wich.

Diese Beharrlichkeit hätte ein Anzeichen besonderer Vertraulichkeit sein können - wie ebenso das Zeichen einer Selbstsicherheit, die etwas Bedrohliches hatte. Wie neulich verfolgten ihn die grünfunkelnden Blicke; als er sich ihnen von der Haustür aus wieder zugewandt hatte, erschienen sie ihm wie ein zielender grünlicher Lichtstrahl, der eine irritierende Bannkraft besaß.

Er schaltete die Flurbeleuchtung ein, ein Lichtkegel fiel auf den Gartenweg, und zum ersten Mal musterte er nun die gesamte Gestalt. Eine außergewöhnliche, gar beängstigende Größe des Tiers fand er dabei nicht bestätigt, nicht in den vorher wahrgenommenen Maßen; auffällig war lediglich einstruppiges langzottiges Fell,

und dieses schien jetzt auch die Erklärung für die spitze längliche Schnauze zu sein.

Unverändert war der grünliche Lichtstrahl auf ihn gerichtet. Diese Blicke, die ihn fortwährend in wacher Anteilnahme zu mustern schienen, waren in der Tat penetrant. Während der folgenden Sekunden, in denen er selbst in starrer Pose verblieb, verstärkte der Eindruck sich nur, dass ein Duell der Blicke einzusetzen begann.

Er betrat seine Zimmer, begleitet von einem deutlichen Unbehagen, ein Schatten, der sonderbar an ihm klebte. Er weigerte sich zu glauben, dass etwas wie Furcht in ihm Platz zu nehmen begann.

Eben stand er an seinem Bett und streifte den Morgenmantel ab, als es aufs Neue geschah: ein Scharren am Treppengeländer, ein miauender Laut, der momentweise sonderbar an ein Klagen erinnerte - und doch im sogleich folgenden Knurren etwas unüberhörbar Forderndes hatte. Anders als beim letzten Mal setzten diese Laute sich fort, drängender, klagender, zunehmend von einem bedrohlichen Knurren durchsetzt.

Eine frühwinterliche frostige Nacht hatte sich über den Gärten niedergelassen, Professor Burkardt war aufgefallen, dass sich erstmals ein paar weiße Atemwolken vor seinem Mund zu bilden begannen. Kein Zweifel, das Tier dort auf der Haustreppe fror, wahrscheinlich war es auch hungrig. Es suchte irgendwo ein warmes Quartier für die Nacht.

Professor Burkardt schlug das spaltweit offene Kippfenster zu und ließ sich aufs Bett fallen. Er spürte einen jäh aufsteigenden Zorn über die nächtliche Belästigung,

der doch, so fühlte er gleichzeitig, auf Dauer keine ausreichende Barriere sein würde - nicht gegen diese zunehmend bedrängenden Laute vor seiner Haustür, die sich um seine Nachtruhe nicht scherten. Dieser gegen die Nachtkälte anheulende Klage-ton forderte wie selbstverständlich sein Recht ein; war er für einige Augenblicke verstummt, so setzte er sich gleich darauf mit gesteigerter Inbrunst fort.

Die Wand aus gestautem Zorn bröckelte. Er erhob sich, einen Seufzer der Resignation auf den Kippen, und ging in die Küche, um ein paar Essensreste zusammenzusuchen.

Mit den Resten eines Nudelgerichts, einem verbliebenen Schwarzbrotkanten und einer Tasse Milch trat er kurz darauf vor die Haustür. Der nächtliche Besucher hockte am Fuß der Treppe, regungslos, stumm, die grünen Blicke strahlten hinauf, selbstbewusst und gebieterrisch, und während Professor Burkardt das Mitgebrachte auf dem Treppenabsatz abstellte, hingen die Augen doch weiter an ihm, das nächtliche Mal keines Blickes würdigend.

Er hatte erwogen, auch eine alte Decke auf die Treppe zu legen, doch diesem Ausmaß an Fürsorglichkeit widersetzt sich eine innere Stimme. Keineswegs war er gewillt, ein Dauerquartier für diesen ungeliebten Gast einzurichten. Mit dieser Entscheidung musste der Besucher sich abfinden.

Minuten später öffnete er wieder das Kippfenster seines Schlafzimmers, und wie er nun deutlich vernahm, hatte sich die Katze mit heftigem, gierigem Schmatzen

über das Essen her gemacht. Die Geräusche begleiteten ihn in den beginnenden Schlaf, kein Miauen, kein Heulen setzte mehr ein. Es folgte eine friedliche Nacht ohne Traum, ohne Unruhe.

III

Er hatte diesen damaligen Kollegen kalt erledigt.

Niemand außer ihm hätte es so formuliert, schon gar nicht in seiner Gegenwart. Und doch: Die Formulierung traf den Sachverhalt recht genau.

Er konnte es jederzeit vor sich rechtfertigen: Ein Dozent der Kunstakademie, ein geschätzter Didaktiker und analytischer Kopf, der im fünfzigsten Lebensjahr auf einmal selbst zu Pinsel und Farben griff, war eine lächerliche Figur. Jedenfalls wenn er sich der chaosverliebten wild experimentierenden Manier seiner Studenten anschloss.

Der Verriss, den Professor Burkardt seinem einstündigen Weg durch die Ausstellungsräume des Kollegen folgen ließ, in einer der angesehensten Kunstzeitschriften platziert, glich einem Krater, in dem alles versank: Wände-füllende Leinwände und ambitionierte Farbexperimente, zuletzt der Kollege selbst.

Professor Burkardt spürte es bereits im Moment der Abfassung: ein Verriss wie dieser war ihm mit ähnlicher Brillanz nie gelungen. Das süffisant eingefädelte, in ironischer Brechung schillernde Lob, das im Verlust der Balance plötzlich metertief abstürzte und in sarkasti-

schem Spott die Zähne fletschte - hier war er auf der Höhe seiner eigenen Sprachmeisterschaft.

Kein einziges Mal verwendete er das Wort Dilettant, doch es leuchtete aus jeder Zeile hervor und war der Stempel, der seinem Kollegen fortan anhaften würde.

Fünf Jahre lag dies Ereignis zurück. Sicher, auch die vorangegangenen Jahre der langen Kollegenschaft waren nicht ungetrübt und frei von Rivalitäten gewesen. Im Gegenteil, nochmals zwei Jahre zuvor war zwischen beiden ein interner Kampf um den neu zu besetzenden Rektorenposten entbrannt, ein Kampf, den Professor Burkardt am Schluss mit Bravour für sich entschieden hatte.

Wer Professor Burkardt und den Kollegen durch all diese Jahre kannte, hätte behaupten können, dass eben jene Rivalität das Auge des Artikelschreibers getrübt habe und bei der Federführung bestimmend gewesen sei. Seines Urteils war sich Professor Burkardt in jedem Fall doch gewiss: Der Kollege hatte sich dilettierend in der dünnen Hochebenenluft der schöpferischen Geister verirrt - und er musste daraus verschwinden.

Tatsächlich war er seit jenem Verriss vollends aus seinem Blickfeld verschwunden. Die noch eintreffenden Nachrichten besagten, dass der Kollege wegen einer längeren Krankenzzeit das Haus hüten müsse, dann hatte er sich an eine andere kleinere Hochschule in der Provinz versetzen lassen. Die Wege kreuzten sich seitdem nicht mehr.

All diese Gedanken schwirrten Professor Burkardt seit Tagen erneut durch den Kopf. Ausgelöst waren sie

durch eine Todesanzeige, auf die er beim morgendlichen Blättern in seiner Zeitung stieß. Seine Blicke starrten auf den Namen eines Mannes, der genau der des damaligen Kollegen war. Auch der Anfangsbuchstabe des Vornamens, auf den dieser reduziert war, stimmte und ebenso die Altersangabe konnte in etwa zutreffen; freilich, jener nicht seltene Familienname war letztlich kein Beweis für eine Identität.

Gleich am selben Tag holte er Erkundigungen bei jener anderen kleineren Hochschule ein, zu der der Kollege gewechselt hatte. Dort erfuhr er lediglich, dass der Kollege sich bereits vor drei Jahren völlig aus dem Hochschulbetrieb zurückgezogen habe - wie die einen meinten aus Krankheitsgründen, wie die anderen sagten, um als freischaffender Künstler zu arbeiten.

Einen solchen Bruch mit dem bisherigen Leben und den völligen Abschied vom Lehramt hatte sich Professor Burkardt für den Kollegen nicht vorstellen können. Ein keineswegs hingefälliger Mann, Mitte fünfzig wie er, und wie er selbst ein dialektisch geschliffener Redner, gelegentlich streitsüchtig und zu vitalen Wortausbrüchen neigend.

Professor Burkardt entschied, jede weitere Spurensuche einzustellen. Letztlich ging ihn nichts an, was sich im Leben des Kollegen nach dem selbstgewählten Weggang von der Hochschule ereignet hatte. Und doch beschäftigte ihn immer noch einmal der kleine Moment, in der ihn beim Blick auf die Todesanzeige ein ungläubiges Stillehalten erfasst hatte, eine sonderbare Irritation, fast ein Anflug von Scham.

In diesen Wochen und Monaten war er mit einer wichtigen Arbeit befasst, die seine ganze Aufmerksamkeit forderte und die ihn sogar veranlasste, seine Tätigkeit an der Akademie auf ein Minimum zu beschränken: ein neues Buch über Kunstgeschichte, das all seine Gedanken und Theorien im großangelegten Überblick zusammenfassen sollte.

So hatte er sich auch, im Einvernehmen mit seiner Frau, für die bevorstehenden Wintermonate in diese Stadtrandwohnung zurückgezogen, ein schmales gepflegtes Reihenhaus. Eigentlich war es das Haus seiner Eltern, die sich vor einem halben Jahr jedoch ein Haus in der Toskana gekauft hatten und vorerst an Rückkehr nicht dachten. Auch wenn er mit seiner Frau nicht zerstritten war, die Entscheidung fiel keinem schwer. Sie bekannte ihm gegenüber seit neuestem offen, dass alle Kunsttheorien sie langweilten und sogar nervten, obwohl sie ansonsten als leidenschaftliche Kunstgenießerin gelten konnte.

Er wieder sah im vitalen unreflektierten Kunstgenießen bestenfalls eine Vorstufe zum Erwachsensein, jedenfalls in Sachen der Kunst. Dass seine Frau in dieser Hinsicht einen weiten unaufholbaren Rückstand gegenüber ihm selbst hatte, war ihr nicht zu verübeln. Doch dass sie mit dieser Gleichgültigkeit, sogar Missachtung auf die umfassende und profunde Kenntnis blickte, für die man ihn im Kreis der Kollegen bewunderte, kränkte ihn schon. Also, es war besser, für diese Arbeitszeit den direkten Kontakt zu vermeiden.

Seit zwanzig Jahren war er nun Professor der Kunst-

akademie und hatte sich mit zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen einen in Fachkreisen weithin bekannten und geschätzten Namen gemacht. Man liebte die Brillanz seiner Formulierungen, seinen Witz und seine gelegentlich hintergründige Ironie - die manche seiner Kontrahenten auch als Sarkasmus interpretierten - in jedem Fall die Schärfe seiner Gedanken, die nirgends Halt machten, ehe sie alles gründlich sezieren hatten.

Seine Seminare zur Kunstgeschichte waren begehrt und stets gut besucht. Vor Jahren hatte er eine maßgebliche Position bei der Gestaltung eines modernen Kunstmuseums inne gehabt, zu allen aktuellen Fragen der Kunst nahm er Stellung in renommierten, auch fremdsprachigen Zeitschriften, und wer Professor Burkardt zum Verbündeten hatte, konnte sich jedes seiner diesbezüglichen Worte in Gold meißeln lassen.

Allerdings hatten nur Wenige dieses Glück.

Mit einem bekannten Kunstverlag war nun dieses größere Buchprojekt ausgehandelt worden, das seine Gedanken und philosophischen Kunstkonzepte erstmals einem breiteren Publikum vorstellen sollte. Ein eigentlich schon über Jahre gehegter Plan und Wunsch ging damit seiner Erfüllung entgegen, und er war entschlossen, sich diesmal an Brillanz selbst zu übertreffen.

Nichts und niemand würde ihn stören dürfen.

IV

Die Nacht, die der ersten nächtlichen Fütterung folgte, blieb still.

Das kleine Porzellanschälchen mit den Resten des Nudelessens hatte er am nächsten Morgen zerbrochen auf der untersten Treppe gefunden; kein Verlust, der einen Ärger wert war.

In der übernächsten Nacht stellten sich - heimlich doch längst erwartet und befürchtet - wieder die miauenden, klagenden, knurrenden Laute ein.

Professor Burkardt wusste, was er zu tun hatte. Er ließ sich auf den ihn erneut anfliegenden Zorn, überhaupt auf einen inneren Kampf nicht mehr ein.

In der Küche trug er diesmal die Reste eines Bratkartoffellessens, dazu den Inhalt einer schon halb geleerten Sardinendose zusammen. Er trat hinaus, eine schneidend kalte Luft schlug ihm ins Gesicht. Vom Fuß der Treppe klagte, wimmerte ein grauschimmerndes frierendes Bündel von Fell.

Der Entschluss war mit diesem Moment gefasst. Er stellte das Essen ab, nach zwei Minuten kehrte er mit einem alten Bastkorb und einer darin ausgelegten Decke zurück. Die Katze hatte die Tellerseite mit den Sardininen schon vollständig geleert, jetzt stürzte sie sich begierig über die Bratkartoffeln.

Er rückte den Korb an das Treppengeländer, dann befremdete ihn der Gedanke eines direkt vor seiner Haustür eingerichteten Nachtquartiers doch. Schließlich ent-

schied er sich, den Korb an der rechten Treppenseite zum Boden gleiten zu lassen. Dort lag er, windgeschützt, direkt vor den frostüberzogenen, frühwinterlich verholzten Rosenhecken.

Die Nacht blieb still.

Den Weg zum Briefkasten am Gartentor, aus dem er morgendlich die Zeitung zog, verlegte er diesmal vor die Frühstückszeit. Auch wenn er es sich ungern eingestand: eine unbestimmte Neugier trieb ihn, einen Blick auf das gestern eingerichtete Nachtquartier vor den Rosenstöcken zu Werfen.

Der Korb war leer.

Dies doch besagte nichts. Die Katze konnte bis in die Morgenstunden darin geschlafen oder doch im Schutz der Decke die Nacht verbracht haben. Eine leichte Eindellung der Decke immerhin meinte er klar zu erkennen.

Wieder blieb es still in der kommenden Nacht.

Der erste einsetzende Miauen in der nächstfolgenden Nacht trieb ihn auf, er griff die längst bereit gestellten Essensreste vom Küchentisch und platzierte sie auf der Treppe. Dann wandte er sich wieder seiner eben begonnenen Zeitschriftenlektüre zu.

Gelegentlich vernahm er ein leises Klirren und Schaben des Porzellantellers auf dem Treppenabsatz. Sonst blieb es ruhig.

Er machte sich fertig zur lange verdienten Bettruhe.

Da - Wieder das Miauen, die klagenden Laute, das Knurren.

Erneut auch das Schaben des Tellers. Plötzlich ein

mehrfaches Klirren - ein unüberhörbarer Sturz die Treppeinstufen hinab.

Stille. Kaum eine Minute. Wieder die klagend-miauenden Laute. Sie nahmen an Stärke zu, drängend, fauchend und fordernd.

Er fand nur die eine Erklärung: Die heutige Futterration war etwas knapp ausgefallen. So ging er erneut in die Küche, füllte ein Schälchen mit Kartoffelbrei, fügte die Reste eines

Eiersalats und Möhren hinzu und trat wieder hinaus.

Das Tier hockte, um sich die Scherben, am Fuß der Treppe, und wieder traute er kaum seinen Augen: Es schien von fast doppelter Größe wie während der letzten Abende, unmäßig gewachsen, erneut erinnerte diese Gestalt an die eines Panthers, so wie er es bei der ersten Begegnung bei seiner nächtlichen Heimkehr empfunden hatte.

War es mit Gewissheit die Katze?

Die grün glühenden Augen fixierten ihn.

Kein Zweifel: Es war das bekannte Tier.

Doch etwas verweigerte sich einer normalen Erklärung.

Er machte ein paar Schritte die Treppe hinab, direkt auf den dunklen Hügel der panthergroßen Gestalt zu. Da blickte er in ein plötzlich weit aufgerissenes zähneleckendes Maul, das ihn äh erstarren und wieder zurückweichen ließ.

Im Umwenden nochmals ein Blick. Das Tier hockte unbeweglich auf seinem Platz, noch immer halb die Zähne gebleckt. Der Professor schloss in Eile die Tür.

Er hörte das gierige Schmatzen von der Treppe. Dann wieder trat Stille ein. Endlich sank er in tiefen Schlaf.

Am kommenden Morgen der Blick in den Korb - er war leer.

Professor Burkardt nahm es mit Erleichterung wahr.

Wahrscheinlich blieb ihm keine andere Lösung als die: Abend für Abend eine Futterration auf die Treppe zu stellen, nicht knapp bemessen - noch bevor das Miauen und Klagen einsetzte. Es war die einzige halbwegs sichere Gewähr, dem Tier nicht nochmals begegnen zu müssen. Und was die zunehmende Kälte der Winternächte anbetraf, so hatte er sich mit dem Korb und der Decke gleichfalls ausreichend fürsorglich gezeigt.

Eine Woche verging. Die Essensschüssel, inzwischen ein unzerbrechlicher Blechnapf, war jeden Morgen säuberlich blank geleckt.

Nie fand er morgens das Tier im Korb liegen.

Es war erneut später Abend, als das Miauen, das Knurren ihn aufschreckte. Bestürzt fiel ihm ein, dass er diesmal – in eine neue Lektüre vertieft - den Gang zur Treppe mit der Essensschüssel versäumt hatte.

Er griff die Schüssel, füllte sie randvoll mit einem Vanillepudding und trat damit vor die Haustür. Eisige Nachtluft schlug ihm entgegen.

Das Tier hockte bereits auf der obersten Treppe.

Er stellte die Schüssel direkt bei der Fußmatte ab und wandte sich wieder dem Flur zu.

Da geschah es: Er nahm ein Klirren wahr, die Schüssel war achtlos beiseite geschoben worden, er spürte die Schnauze der Tiers in den Waden.

Kein Zweifel: Die Katze wollte mit ihm ins Haus.

Er spürte den Schub der Schnauze in seinen Waden, hart und bedrängend.

In diesem Moment verlor er jede Beherrschung.

Wie besinnungslos trat er hinter sich - dreimal, viermal, ein fünftes und sechstes Mal. Der unter der Wucht der Tritte in blitzschneller Abwehr zusammengekrümmte Körperhügel hielt stand, der letzte Tritt endlich schob ihn auf den vorderen Treppenabsatz zurück. Doch blieb er liegen, reglos, ohne ein Wimmern, beängstigend stumm wie während des ganzen Vorgangs.

Professor Burkardt schlug die Haustür hinter sich zu. Atmete tief. Er streifte die Schuhe ab. Am Absatz des rechten Schuhs klebte Blut.

Er warf sich aufs Bett.

Minuten vergingen. Da - ein leises Miauen, stoßweise, wimmernd, wie eine im Sterben brechende Stimme.

Professor Burkardt fühlte wieder die eisige Nachtluft auf seinem Gesicht, wie er sie eben beim Gang ins Freie gespürt hatte. Kein Zweifel, würde das Tier, verletzt und betäubt, dort auf den steinigen Stufen liegen bleiben, es würde die Nacht kaum überleben.

Er erhob sich. Zog Mantel und Schuhe an. Ging wieder hinaus.

Er griff den Korb vor den Rosenstöcken, wandte sich wieder der Treppe zu. Dort lag, in einer Lache von Blut, die Augen geschlossen und die Vorderläufe von sich gestreckt, der reglose Katzenkörper.

Professor Burkardt breitete die Decke darüber aus, schob sie unter die Brust und den Bauch, hob das Tier in

den Korb.

Ein Vorgang, der Minuten zu füllen schien. Gegen wenig hatte er jemals einen vergleichbaren Widerwillen gespürt.

Er trug die Katze ins Haus.

Er stellte den Korb neben der Wohnzimmerheizung ab.

Alles was er jetzt in der Zimmerbeleuchtung sah, war, zusammengekrümmt und noch immer mit geschlossenen Augen, eine normale Katze. Sie hatte das etwas buschige zottige Fell, wie er es mehrmals im matten Schein der Haustürbeleuchtung registriert hatte; doch Schnauze, Ohren und Schwanz musternd fand er nichts Ungewöhnliches an dem Tier.

Sie blutete aus einer Wunde über dem linken Auge, die sich bis an das Ohr zog. Immerhin, sie atmete schwach.

Plötzlich sah er das rechte Auge blinzelnd auf sich gerichtet. Eine unter Schmerzen zitternde, hilflose Kreatur. Er begriff nicht mehr, was über ihn gekommen war, dass er sich so maßlos vergessen konnte. Nichts rechtfertigte diese wie panikhaften Tritte gegen das kleine Tier.

Er holte eine Salbe und drückte sie über der Wunde aus.

Er schob den Korb nochmals näher an die Heizung heran.

Die Schüssel mit dem Vanillepudding fiel ihm ein, er holte sie ins Haus, stellte sie am Kopfende ab.

Er sah dem Tier zu, wie es schwach atmete.

Er kam sich schlecht und verabscheuenswert vor, dieser unkontrollierte Ausbruch war eine ihm bislang unbekannte

Farbe in seinem Charakter.

Der Atem, das Zittern schien auszusetzen. Er beugte sich dicht über das Tier, lauschte angespannt. Da nahm er ein leichtes Zucken der Läufe wahr.

Er ließ einen Finger im Fell des Nackens kreisen, widerwillig und doch begierig auf irgendein Lebenszeichen.

Aufs neue schlug die Katze ein Auge auf. Er meinte, deutlich einen Schimmer des Vorwurfs darin zu erkennen. Ein Blutstropfen funkelte in den Schnurrbarthaaren, ein Anblick, der ihn wieder mit Scham und Bestürzung erfüllte. Doch die Wunde schien langsam zur Ruhe gekommen.

Er ließ ein gedämpftes Licht im Zimmer brennen.

Am nächsten Morgen galt sein erster Weg dem Korb vor der Heizung.

Er beugte sich über die Katze. Ihn traf ein blinzelnder Blick. Der durchdringende grünschimmernde Strahl - im ungebrochenen Bewusstsein der eigenen Kraft. Dann folgte ein Schnurren.

Die Katze erholte sich wider Erwarten rasch.

Sie lag, den Kopf wechselnd auf die Vorder- dann auf die Hinterpfoten gebettet, in ihrer warmen Ecke nahe der Heizung, gähnte und schnurrte in langen Selbstgesprächen.

Professor Burkardt hatte die Wunde über dem Auge täglich neu mit einem Streifen Heilsalbe aus der Dose

überzogen, in wenigen Tagen war sie verheilt und verschwunden. Und wie es die Katze seit Beginn ihrer nächtlichen Fütterungen gewohnt war, verschlang sie wieder größere Mengen von Speisen, Kartoffelsalate, Fleisch und Ei, Gemüsesorten und Puddings, mit sichtbar wachsendem Appetit.

Längst war sie zu einem natürlichen Bestandteil seiner Küchenplanung geworden. Manchmal wenn er mit der Essensration an ihr Lager trat und sie klein zusammengerollt und mit geschlossenen Augen auf ihrer Decke lag, spürte er flüchtig einen Impuls, ihr sanft den Nacken zu kraulen. Doch die ausgestreckte, schon probend kreisende Hand widersetzte sich, er konnte die Finger zu einer solchen Geste der Nähe, möglicherweise Vertraulichkeit nicht überreden.

Für die ersten probenden Spaziergänge verließ die Katze inzwischen ihr Lager und streifte im Zimmer umher. Sie tat dies respektvoll, mit leisen Pfoten den Raum ausmessend, und doch als erforsche sie lediglich das ihr rechtmäßig zustehende Territorium. Schließlich respektierte sie den Korb nur noch für den Schlaf und die Nachtstunden, ihr bevorzugter Platz wurde das breite Fensterbrett direkt über der Heizung, das sie über die nahe Sessellehne mit einem lässigen Sprung erreichte.

War sie, in ihrem Korb zusammengerollt, manchmal wie unscheinbar klein in ihrer Gestalt, so überraschte ihn immer wieder ihre so andere Erscheinung, wenn sie ausgestreckt auf dem Fensterbrett saß, minutenlang in wächserner Starre, die Ohren in den Raum ausgespannt und mit den grünleuchtenden Augen ihre Umgebung

ausspähend. Diese Augen verstrahlten das Bewusstsein ungebrochener Kraft und ein Maß an Selbstsicherheit, das noch täglich zu wachsen schien. Nicht der Schimmer eines Zweifels bestand, dass sie an diesen Platz über der Heizung gehörte und dass es Verpflichtung des Hausherrn sei, sie mit Fürsorge durch den Winter zu bringen.

Noch ein anderer Zimmerbewohner hatte den neuen Gast aufmerksam registriert: Professor Burkardts Wellensittich.

Außer den unverzichtbaren Manuskriptunterlagen und einer Kiste von Büchern war es das einzige, was er aus der gemeinsamen Stadtwohnung mitgebracht hatte.

Dieser Wellensittich war ihm vor eineinhalb Jahren zugeflogen, kein Besitzer meldete sich, und so erhielt er seinen Wohnplatz in einem der üblichen kleinen Stahlkäfige. Obwohl er sich häufig mit ungezügelter Pfeif- und Schnatterlauten, die vital und ohne Vorwarnung den Raum durchquerten, bemerkbar machte, hatte der Professor eine seltsame Anhänglichkeit zu ihm entwickelt.

So war es ihm zur Gewohnheit geworden, sich selbst um das Nachfüllen des Trinkwassers und die Fütterung zu kümmern, dies nicht nur mit Körnerkost sondern gelegentlich auch in Form einer Streuselschnecke oder eines Schinkenbrötchens, das er mit dem grüngefiederten Bewohner des Käfigs teilte. Und obwohl er Reinigungsarbeiten im Haus generell im Zuständigkeitsbereich seiner Frau sah, so verbrachte er doch eine Arbeitspause an seinem Schreibtisch hin und wieder da-

mit, mit einem Lappen der Reinigung des Käfigs nachzuhelfen.

Gerade in den letzten Monaten war eine neue Art des Kontakts hinzugekommen: Er öffnete den Käfig, der Vogel hüpfte heraus, direkt auf seinen Schreibtisch und die dort gestapelten Bücher, mit etwas geneigtem Schnabel und wachen Augen verfolgte er das Spiel der Finger auf der Schreibtastatur und stieß auch dann und wann einen kräftigen trällernden Zwitscherlaut aus. Einmal als der Professor sich von seinem Schreibtisch entfernt hatte, fand er das Tier bei seiner Rückkehr direkt auf dem Schreibgerät hocken, von Taste zu Taste springend und eine eigene Zeichenspur hinterlassend, selbstbewusst den Hals gestreckt und mit geplusterter Brust.

Auch wenn es Augenblicke gab, in denen das penetrante Schnattern seinen Gedankenfluss störte, so wogen diese doch letztlich gering gegenüber jenen der kameradschaftlichen Nähe. Das Zwitschern und Trällern schien ihm oft eher wie eine Musik, die seinen spröden Arbeitsstunden am Schreibtisch dezent unterlegt war, und heimlich und in einer Anwendung von Sentimentalität hatte er das Tier auch schon manchmal seine „zwitschernde Muse“ genannt. Nicht mehr missen wollte er jedenfalls das bekannte heftige Trällern, mit dem er bei seiner täglichen Rückkehr in die Wohnung begrüßt wurde.

Die Katze lugte manchmal zum Käfig hinaus, blinzeln, im Gähnen die Zähne gebleckt. Der Käfig stand in unerreichbarer Höhe für sie. Und doch, der Vogel reagierte auf die Anwesenheit des neuen Zimmerbewohners mit

wachem Blick.

Unbeweglich und starr, wie in eine Gipsform gegossen, hockte er minutenlang auf seiner Käfigstange. Das Trällern war seltener und leiser geworden, an manchen Tagen verstummte es ganz.

Nach Tagen machte Professor Burkardt eine Beobachtung, die er ungläubig zunächst ignorierte, die ihn zunehmend doch irritierte: Es schien, dass sich die Katze veränderte, während er schrieb.

Eigentlich war er gewohnt, dass ihr Anblick sonderbar wechseln konnte; eben noch wie ein kleiner Panther ausgestreckt von ihrem Aussichtsplateau auf dem Fensterbrett mit gebieterischen Blicken den Raum durchmessend, war sie schon wenig später der kleine Fellhügel, zusammengekauert und harmlos schnurrend.

Dies doch war etwas von anderen Ausmaßen - auch wenn es sich dabei jedes Mal um den Eindruck kaum einer Sekunde handelte, und das gesehene Bild sich dann sofort wieder auflöste.

Speziell wenn ein Gedanke von Witz und Esprit ihn erfasst hatte oder auch einer von philosophischer Gewichtigkeit ihn erwärmte und er diese in eine funkelnde Kette fein ziselierter Sätze zu bannen begann, bemerkte er, aufblinzelnd, dass die Katze im Brustbereich sich veränderte: Dieser Brustbereich schien plötzlich sonderbar gedehnt und geschwollen und hatte eine ungewöhnliche Farbtönung angenommen. Diese Farben waren eine fleckige Mischung aus Orangebraun und einem schillernden Grün.

Es war kein angenehmer Anblick, eher einer, den er

als abstoßend empfand - schon in der Verzerrung der Proportionen, doch abstoßend vor allem in dem schillernd misstimmigen Farbgemisch.

So sehr er anfangs alles als Sinnestäuschung abtat, es war doch die immer wiederkehrende Beobachtung. Und einmal hielt sie sogar über Sekunden an. Soeben hatte er einige Sätze aus eigenen früheren Artikeln zitiert, die ihm selbst vorzüglich gelungen schienen. Auch von anderen wurde er, wie er wusste, zunehmend häufiger zitiert, und ein vorzüglich geschliffener Satz war und blieb es, so oft er auch wiederholt wurde. Er ließ die fertigen Satzgebilde, die er als Zitat-würdig erkannt hatte, einer Perlenkette vergleichbar gerade noch einmal vor dem Auge vorüber gleiten, schmeckte ihren Schliff und ihre Konturen nach.

Die Katze lief orangebraun-grünschillernd an, verdoppelte fast ihren Umfang im Brustbereich. Beinahe wäre er in diesem Moment aufgesprungen, um das Phänomen aus nächster Nähe zu betrachten, doch er saß wie gelähmt.

Am Wochenende kam ihn einer der jüngeren Dozenten besuchen, der vor Jahren sein Hochschulexamen bei ihm absolviert hatte, in Begleitung zweier adrett gekleideter Studentinnen der fortgeschrittenen Semester. Nach einem unverbindlichen Small Talk der ersten Viertelstunde machten sie ihm ihr gemeinschaftliches Anliegen klar: Er sollte die Festtagsrede anlässlich einer Jubiläumsfeier übernehmen, für die zunächst die unterschiedlichsten Redner vorgeschlagen waren.

Da er den erwarteten Satz der spontanen Zustimmung

zurückhielt, überschlugen sie sich zunehmend mit Be-
teuerungen, wie brillant sie ihn immer als Redner emp-
funden hätten und wie sehr sein Esprit und seine Rede-
gewandtheit die aller anderen möglichen Kandidaten
weit in den Schatten stellte.

Es war wie der Abgesang eines Kanons mit immer
wiederkehrendem gleichen Einsatz: Sobald der eine sei-
ne Strophe des Loblieds angestimmt hatte, setzte nach
einem kurzen Atemholen der nächste ein.

Den Satz der Zusage immer noch aufsparend, fühlte er
sich, in diesem Redefluss aus Ehrerbietung und Über-
schwung, mit unwiderstehlichem Sog allmählich wie in
ein warmes wohliges Bad gezogen.

Die Katze dehnte sich im Brustbereich, schillerte ab-
stoßend, schwoh, verfärbte sich in unangenehmen
Farbmischungen.

Offenbar keiner außer ihm nahm Notiz davon.

Professor Burkardt erinnerte sich jetzt an eine speziell
mit der wahrgenommenen Brustschwellung korrespon-
dierende Empfindung. Sie war ihm bestens vertraut,
wenn er vor seinem Auditorium im gefüllten Hörsaal
ans Podium trat, das Vorlesungsmanuskript mit den
wohlgemeißelten Sätzen vor sich, von denen er ge-
legentlich mit einer geschmeidigen Redegirlande oder
einer ironischen beifallsträchtigen Kommentierung ab-
wich.

Beim Verabschieden sagte jeder der Gäste noch ein-
mal sein Sprüchlein auf, dann winkte man über-
schwänglich vom Gartenzaun zur Haustür zurück.

Professor Burkardt spürte ein schweres Unbehagen,

als er ins Zimmer zurücktrat. Für Sekunden ergriff ihn fast etwas wie Übelkeit.

Eine wei tere Woche verging.

Die dann folgenden Tage senkten sich mit der bleieren Schwere einer Regenfront auf ihn herab.

Eine skandalträchtige Entdeckung, ein Kunstmarkteklat, erregte die Kunstszene.

Vier Bilder, die als die Werke eines namhaften Impressionisten galten, erwiesen sich plötzlich als von anderer Herkunft.

Erst vor Jahrzehnten entdeckt, waren sie von den Kunstexperten in Farbkomposition und Pinselführung zweifelsfrei als Erzeugnisse des berühmten Meisters identifiziert worden.

Unglücklicherweise hingen sie sämtlich in jenem Museum, das vor Jahren unter seiner Beratung entstanden war und er selbst hatte sie als Experte begutachtet. Wie neu gefundene handschriftliche Dokumente jetzt sicher belegten, entstammten alle vier Bilder dem Pinsel einer malenden Köchin im Haus des Malergenieies, einer Autodidaktin. In Verehrung des großen Meisters hatte sie zum Zeitvertreib selbst zu malen begonnen, jedoch alles bis auf jene vier Exemplare am Ende wieder vernichtet.

Noch in derselben Woche wurden die Bilder aus dem Museum entfernt. Über Nacht sank ihr Kurswert, zuvor auf Millionen veranschlagt, auf null.

Ein Kollege erklärte ihm schulterklopfend, dass ein Irrtum wie dieser souverän am besten mit Humor zu ertragen sei.

Dennoch spürte er diesen Wirbel leichter Bestürzung

und Scham. Gewiss, die Kunstgeschichte war reich an Fehleinschätzungen und Irrtümern vergleichbarer Art. Und doch, dieser ganze Vorfall traf ihn wie ein unversehens auf ihn abgeschossener Pfeil.

Es gab einen zweiten Pfeil, der sich in ihm fest zubohren begann, wenn auch in subtilerer Art.

Er traf ihn in Gestalt eines antiquarischen Buches, das ihm der junge Dozent bei seinem Besuch als kleines Geschenk hinterlassen hatte. Professor Burkardt kannte den Titel nicht, sogar der Autor selbst war ihm unbekannt. Es handelte sich um ein Buch zur Kunstgeschichte, und er musste bei der Lektüre mit Irritation erkennen, dass der Autor viele seiner eigenen Gedanken und Kunstanalysen bereits in schlüssiger Form und gut geordnet dargelegt hatte.

Das schon ältere Erscheinungsdatum erlaubte keinen Schluss wie den, jener fremde Autor habe bei der Niederschrift von seinen eigenen Analysen, also denen des Professors, bereits profitiert. Eher musste sich nun der umgekehrte Eindruck einstellen, dass der jetzige Buchverfasser aus diesem fremden Reservoir kunsttheoretischer Konzepte schöpfte.

Freilich, angesichts des geringen Bekanntheitsgrades dieses Autors war in dieser Hinsicht wohl Wenig zu fürchten. Und ohne Zweifel hatte der junge Dozent ihm dies Buch in der besten Absicht geschenkt, einfach um ihn mit einem „heimlich verwandten Geist“ bekannt zu machen, wie er es selbst gesagt hatte. Dennoch, die Lektüre verstörte und irritierte ihn nachhaltig.

Stil und Gedankenfluss des Buches Waren auf ihre Art

exzellente, es enthielt dieselben ironischen Brechungen, die er seinen eigenen Texten häufig hinzufügte, allen Kunstbetrachtungen und Analysen lag ein profundes Wissen zugrunde - und vor allem: Sie glichen in vielen Details seinen eigenen.

Dass jenes Buch zu seiner Zeit so ohne nachhaltige Resonanz geblieben war, bedeutete nichts. Für den Weg jeder neuen Publikation gab es keine Gleichung, die Erfolg oder Misserfolg garantierte, oder nur eine mit vielen Unbekannten.

In penetranter Wiederkehr umkreiste ihn der Gedanke, dass alles wichtige wahrscheinlich schon einmal gesagt worden war und man nur die Suche gründlich genug fortsetzen musste, um dies bestätigt zu finden.

Legte er die Lektüre zur Seite, so spürte er den anderen Pfeil.

Genie und autodidaktische Laune schienen gelegentlich wie fingerdicht nebeneinander zu liegen. Das sorgfältig musternde Auge der Kunstexperten hatte den Trug nicht durchschauen können. Es hatte sich selbst die geniale Pinselführung eines Genies suggeriert und entsprechend hatte es diese erkannt.

Gewiss, die Macht der Meinungen auf dem Kunstmarkt war ihm bekannt. Jedes ihnen preisgegebene Kunstobjekt bewegte sich darauf mit der Schutzlosigkeit, manchmal auch scheinbaren Grazie einer Nusschale auf stürmischer See, hoch auf den Wellen getragen wie im anderen Fall erbarmungslos darunter begraben. Und doch: der Gedanke, dass er selbst diesem Ausmaß an Täuschung erliegen konnte, hatte in seinem

Kopf bisher keinen Platz.

Vielleicht stimmte, was ein Kritiker mit halb spöttischem Unterton einmal so formuliert hatte: Dass jeder immer nur sah, was er zu sehen beabsichtigte - und was wiederum in der Regel nur war, was andere vor ihm gesehen und bereits zu gängigen Meinungen gemacht hatten.

Die Arbeit an dem Manuskript war ins Stocken geraten. Fast fühlte er einen schleppenden Schritt, sobald er sich seinem Schreibtisch näherte.

Der Wellensittich war von Woche zu Woche stiller geworden, manchmal kauerte er für Stunden apathisch und stumm in einer Ecke des Käfigs. Auch wenn er in seiner Höhe auf dem eichenen Zwei-Meter-Schrank und hinter den blanken Metallstäben sicher war, so richteten sich Schnabel und Kopf doch immer wieder gebannt in Richtung der Katze. Keine Gewöhnung wollte sich einstellen, mit unverändertem Argwohn betrachtete er den anderen Zimmerbewohner. Und häufig genug ließ dieser in seiner Richtung funkelnd die Augen spielen, bleckte auch flüchtig die Zähne.

Natürlich war es nicht möglich, den Vogel in Anwesenheit der Katze wie früher gewohnt aus dem Käfig zu lassen. Es blieb keine Wahl, als die Katze während dieser Zeit auszusperrern, was diese allerdings rasch veranlasste, hinter der verschlossenen Tür in Protest zu miauen und ungeduldig am Holz zu schaben. Der Wellensittich verließ den Käfig nur auf einen kurzen probenden Sprung, dann flüchtete er sich wieder hinter die Stäbe zurück und alles weitere Locken blieb vergebens.

Das Gespräch mit dem jungen Dozenten hatte unversehens noch ein anderes Thema gestreift: Es betraf den früheren gleichaltrigen Kollegen Professor Burkardts, der vor Jahren an eine Hochschule in der Provinz gewechselt hatte.

Sein Name war, wenn auch ohne zwingenden Grund, in der Reihe der anderen inakzeptablen Redner gefallen, und der Professor hatte, eine ernste Pause einlegend, die Frage nachgeschoben, ob über seinen Verbleib bei den Gästen etwas bekannt sei.

Der junge Dozent hatte gleichfalls von der Todesanzeige erfahren, allerdings wusste er über die näheren Umstände nichts. Anders als Professor Burkardt doch meinte er eine Spur zu kennen, wo er an eine sichere Auskunft gelangen könne.

Acht Tage nach dem Besuch rief er an und teilte das folgende mit:

Der in einem Hinterhof der Stadt gefundene Tote war möglicherweise nicht der Dozent - allerdings ein Mann mit seinen Papieren. Eine Verwandte hatte bei Besichtigung der Leiche eine Identität mit dem vermeintlichen Familienangehörigen entschieden bestritten. Freilich blieb ein Rätsel, wie jener andere, der tatsächliche Tote, in Besitz der Papiere gelangt sein konnte.

Möglicherweise handelte es sich um einen früheren engen Freund des Dozenten, ein Mann, der als Bohemien und schließlich gescheiterter Künstler in jenem zwielichtigen Kneipenviertel, bekannt für seine Säufer, brotlosen Künstler und manchmal auch kleinen Ganoven, im Suff zu Grunde gegangen war. Gut möglich, dass sich die

Wege der beiden in letzter Zeit wieder gekreuzt hatten. War doch jener Dozent selbst, seit seiner heimlichen Rückkehr in die Stadt, in den Dunstkreis jenes Viertels abgetaucht, saß an rauchigen Kneipentischen und teilte sein Leben mit verkrachten Künstlerexistenzen. So jedenfalls besagten die kursierenden Gerüchte.

Alles waren doch letztlich nur Mutmaßungen - niemand konnte die erneute Anwesenheit des Dozenten in dieser Stadt sicher bezeugen, auch nicht bestätigen, dass er selbst noch am Leben war.

Dennoch erlaubte sich Professor Burkardt einen Atemzug der Erleichterung und dankte für die erfolgten Auskünfte.

Drei Tage darauf machte er bei seiner abendlichen Heimkehr in die Wohnung eine bestürzende Entdeckung: Er fand den Käfig vom Schrank auf den Boden gestürzt, die kleine Gittertür sperrte auf, der Wellensittich war fort.

Der Vorgang war unerklärlich, die Katze konnte an jenen glatten Schrankwänden unmöglich hinaufklettern. Da bemerkte er mit einem Zittern, dass seitlich an einem Bügel sein aus gediegenem Frottier gefertigter Morgenmantel hing. Er hatte ihn dort in Eile hingehängt und vergessen.

Eine grobe Fahrlässigkeit - diesen Morgenmantel in der Art einer Strickleiter nutzend konnte eine wendige Katze durchaus an die obere Kante des Schranks gelangen. Er lief in Unruhe von Raum zu Raum, auf einen leise piepsenden Laut aus einer verborgenen Nische hoffend. Vielleicht dass der Vogel vor dem tödlichen Pran-

kenhieb aus dem Käfig entkommen war und nun verängstigt in einem Versteck nahe der Decke hockte. Er klopfte Stück für Stück der Gardinenstangen sämtlicher Zimmer ab. Ohne Erfolg.

Erst jetzt fiel ihm auf, dass auch die Katze verschwunden war.

Er hatte ihre Gegenwart viel zu selbstverständlich angenommen, um sie in diese Suche mit einzubeziehen. Längst gab es nichts mehr, was noch zu durchsuchen war - die Besenkammer, die Ecken hinter den Küchenschmülleimern. Auch die Katze war fort.

Mit einem zweiten Blick unter das Sofa, ein barockes, kissenreiches Möbelstück gegenüber dem Schlafzimmersbett, entdeckte er dort zwei schmale gelbweiße Federn. Er sammelte sie ein, doch war nicht zu entscheiden, ob sie dem Vogel gehört haben könnten oder aus einem kürzlich dort ausgeschüttelten Kissen stammten.

Eigentlich gab es keine Fluchtmöglichkeit aus der Wohnung - außer der durch das offene Kippfenster des Schlafzimmers.

Durch diese handbreite Öffnung konnte ein Wellensittich entkommen, kaum aber eine Katze. Schon die Höhe war schwer erreichbar, es sei denn - und er maß mit den Augen die Abstände ab - sie hatte sich mit einem gewaltigen Sprung vom Nachttisch aus selbst übertroufen.

Was auch immer geschehen war: Für jedes der beiden Tiere war die Überlebenschance gering, wenn sie sich schutzlos in die raue Winterluft entfernt hatten. Schon gar keine besaß der Wellensittich - es sei denn, er hätte

sich sofort in das hilfreich offene Fenster einer Nachbarwohnung geflüchtet.

Nach aller Wahrscheinlichkeit lag er bereits mit eisklammen Flügeln irgendwo zwischen den Büschen der Gärten, in Todesstarre.

Professor Burkardt durchsuchte den Garten, Strauch für Strauch, schweifte mit den Blicken forschend auch zu den Nachbargärten hinüber. Immer noch einmal umwanderte er in den kommenden Tagen das Haus. Die Luft war eisig, der Wind kränkend scharf. Er fand keine Spur eines Vogels.

Keine Spur einer Katze.

Es war still in der Wohnung geworden.

Er hatte Zettel an den Laternen befestigt, in dieser und in der parallel laufenden Straße, auf denen er seinen Verlust mitteilte. Keiner der Anwohner meldete sich.

An den Abenden lauschte er häufig, ob nicht wieder ein Miauen von Richtung der Haustür kam, vielleicht auch ein leises Scharren. Er wäre unverzüglich aufgesprungen und hätte den frierenden, mit Sicherheit tödlich erschöpften Ankömmling eingelassen. Doch nichts geschah.

Zweimal erlebte er etwas Sonderbares: Er ging auf die abendliche Verandatür zu und meinte einen Moment, ganz deutlich die Umriss der Katze dahinter erkannt zu haben.

Als er näher trat, musste er jedes Mal feststellen, dass er sich in der Scheibe lediglich selbst reflektierte und nur seinem Spiegelbild entgegen gelaufen war.

Die Katze blieb fort.

An einem der folgenden Abende trug er eine größere Blechschüssel in den Garten hinter das Haus. Er zündete eine alte Zeitung darin an, und als die Flammen fingerhoch in die Luft schlugen, warf er ein weiteres Bündel Papiere hinein: die Hälfte seiner Manuskriptseiten, mit denen er die letzten Wochen verbracht hatte. Das Feuer fraß sich gierig hinein, das kleine Zelt geschichteter Blätter stürzte schließlich rotglühend in sich zusammen.

Unverändert hielt der Winter Garten und Haus hart im Griff. Allmorgendlich bedeckte Raureif die Sträucher, Eiskrusten überzogen Äste und Zaunpfähle, das Fensterglas vor seinem Schreibtisch war blind von Frost.

V

Es war ein später Dezembertag, als er in der einsetzenden Dämmerung wieder den Garten durchstreifte.

Die Witterung war seit dem Morgen sonderbar umgeschlagen, eben jetzt - zur Zeit der beginnenden längsten Winternächte - wehte ein milder Wind, der im Flug alle Schneeflächen und Eiskrusten von Gräsern und Sträuchern forttrug; fast ein Geschmack von Frühling lag in der Luft.

Eine vergessene Gartenhacke in einem Gebüsch fiel ihm auf, er machte sich damit auf den Weg zur Kellertür.

Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal diese Kellerräume betreten hatte, es konnte Jahre

zurückliegen, und während all dieser Wochen hatte sich keine Notwendigkeit ergeben, sich nochmals damit bekannt zu machen.

Er setzte seinen Schritt ins Dämmer des ersten Kellers, dieser schien weitgehend leer, der Griff nach dem nahen Lichtschalter erwies sich als nutzlos, die nackte Glühbirne wollte nicht aufleuchten. Die metallene Innentür zum nächsten Kellerraum reagierte nur auf einen kräftigen Druck, endlich konnte er eintreten.

Er blickte auf eine hölzerne Liege, die ein grauer Hügel bedeckte, offenbar eine alte Wolledecke, die etwas unter ihren Falten verbarg. Und mit dem zweiten Blick nahm er an dem einen Ende der Liege einen dunkelsilbrigen schon etwas schütteten Haarschopf wahr. Dort lag ein Mann.

Der Professor trat näher. Das Gesicht blieb abgewandt, der Liegende rührte sich nicht. Erst als er das Kopfende ganz umwandert hatte, konnte er in das Gesicht blicken - augenblicklich erstarrte er in Schreck und Beklemmung.

Es war ein Anblick von einer Hässlichkeit, wie er sie niemals zuvor gesehen hatte: die spaltbreite, hakenförmig gekrümmte Nase, die rotgeäderten, von Grind verklebten Augenbälle, die über hohlen Wangen in fast augenbrauenlosen gespenstisch tiefen Augenhöhlen lagen, der schmallippige, schiefgezogene Mund, das knochige, kantige Kinn. Darüber hinaus war dieses Gesicht von Hautunreinheiten und Flecken entstellt, über die halbe Stirn bis über das Ohr und in den Nacken hinunter zog sich das blassrote Muster einer Schup-

penflechte.

Der Professor spürte eine aufsteigende Übelkeit.

Plötzlich brach ein spitzes Husten aus diesem Körper hervor, ein Husten von erschreckender Brüchigkeit, unter dem der Alte sich krümmte.

Ein Landstreicher, ein Obdachloser, der in diesem Keller Zuflucht gesucht hatte. Und offenbar war dieser Alte krank - nicht nur von Ekzemen entsetzt, sondern auch von einer schweren Erkältung geschlagen.

Der Professor merkte, dass ihn dies fremde Augenpaar jetzt erstmals fixierte, der Blick war stechend. Und eine Sekunde schien es, er wäre mit einem dunklen kalten Lächeln gefüllt.

Dann blieb, unter gespannten Lippen, einzig dies harte, sich wie eine knöcherne Faust vorstreckende Kinn und ein kühl abschätzender Blick, ohne einen Schimmer eigener Angst und Beklommenheit.

Wieder setzte das Husten ein. Kein Zweifel, dass dieser Mann unter der dünnen Wolldecke fror. Und offenbar hatte er nichts zu essen.

Die Abscheu war fast unüberwindlich. Und doch: Ein elementares Empfinden von gleicher Stärke stellte sich dagegen und sagte, dass dieser Mann Hilfe brauchte.

Der Professor versprach, etwas zu essen und zu trinken zu bringen, auch eine zweite Decke. Während er über die Innentreppe in seine Wohnung zurückkehrte, erinnerte er sich, dass er die Kellertür zum Garten hin unverschlossen gefunden hatte. Eine schwer erklärliche Leichtfertigkeit seinerseits, für die er nachträglich keine Erklärung fand.



Nach einer halben Stunde kehrte er mit der Decke so wie mit einer Schüssel Kartoffelbrei, Rührei und aufgewärmtem Gemüse zurück, außerdem einem Glas Milch. Er warf die Decke über Rücken und Füße des Liegenden, dann stellte er die Schüssel am Kopfende ab.

Die Blicke des Alten signalisierten unverändert kühle Distanz und Unnahbarkeit. Er richtete sich halb auf dem Ellenbogen auf, schließlich zog er die Schüssel vor das Gesicht, das beigelegte Besteck ignorierend, und machte sich über den Inhalt her, schlüpfend, speichelnd und sabbernd.

Essend war dieser Alte noch Widerlicher als sonst. Und soweit er den Hausherrn überhaupt eines Blicks würdigte, so geschah dies herablassend, fast mit einem Zug von Verächtlichkeit.

Der Professor entfernte sich schließlich zur Treppe. In Gedanken hatte er mehrmals den Anlauf zu einem Gespräch mit dem Alten genommen: Wo er herkäme? Ob er obdachlos sei und wie lange bereits? Diese Blicke doch schnürten ihm vor jedem Ansatz des Sprechens die Kehle zu.

Sich nochmals umwendend, entdeckte er nur erneut den kühlen, verächtlichen Blick, jetzt sogar gefüllt mit einem Schimmer von Spott. Wieder das dunkle, das kalte Lächeln.

Die Winterkälte, die die Gegend mit diesem Morgen verlassen hatte, schien in diesen Blicken zurückgekehrt. Wirklich spürte er ein Frösteln, als er wieder seine Zimmer betrat. Die Innentür zum Keller hatte er fest verschlossen.

Nach dem Frühstück fasste er erneut den Entschluss, in den Keller hinunterzugehen.

Er fand die Essenschüssel vor der Liege am Boden zerbrochen, offenbar war sie heruntergefallen, noch bevor sie der Alte geleert hatte, auch Essensreste lagen über den Boden verstreut. Der Mann öffnete blinzelnd die Augen. Die mitgebrachte Decke schleifte vom Fußende achtlos auf den Boden hinab.

Der Alte, schließlich halb ausgestreckt, sah ihn wieder herablassend an, die rot geäderten Augen halb zusammengekniffen. Gebieterisch, kühl. Ein frostiger Schauer erfüllte den Raum.

Der Professor sammelte die Scherben ein, mit einer kratzte er die Essensreste zu einem kleinen Haufen zusammen. Dann erklärte er, er werde eine warme Milch und ein Frühstück bringen.

Mit der Milch, einem Honigbrot und einer Müslischüssel kehrte er wieder in den Keller zurück. Als alles sorgfältig abgestellt war, entfernte er mit Schaufel und Handfeger die Scherben und Essensreste.

Seine Bewegungen musterten kühle Blicke. Die bekannte blitzende Kälte. Kein Wort des Dankes - auf das er doch schon längst nicht mehr wartete.

Als Professor Burkardt den Keller verließ, irritierte ihn ein Geräusch, eine Bewegung in seinem Rücken: Es war wie ein flüchtiges Flügelschlagen. Er wandte sich um. Doch im Dämmer des Raums war nichts zu entdecken.

Das Bild des Alten verfolgte ihn durch den ganzen Tag: die verächtlich verzogenen Mundwinkel, die kalt sezierenden Blicke, aus dem Sog eines sonderbaren Hohl-

seins hervortretend, der Schimmer von kühlem Spott. Etwas wie ein Duell, so schien es, hatte hier seinen Lauf genommen.

Er kannte die vollständigen Spielregeln nicht. Doch offenbar bestanden sie nun darin, dass jeder auf seiner Kampfstrategie beharrte - und sie zum Sieg führte oder zur Niederlage.

Ein Tablett mit frischem Obst, einem Topf Reissuppe und einem Vanillepudding unter dem Arm stieg er abends wieder die Kellertreppe hinab.

Der Alte blickte herablassend auf das Tablett.

Immerhin, nach einer längeren Wartezeit hob er den Topf an den Mund, eher wie einer amtlichen Verordnung folgend, und begann zu schlürfen.

Dann unterbrach er, er bückte sich nach der Müslischüssel des Morgens, um sie, wie es den Anschein hatte, auf das Tablett zu heben - die Hand fingerte unbeholfen über den Rand, die Schüssel entglitt ihr und schlug scherbenklirrend am Boden auf.

Diese Schüssel war noch etwa zur Hälfte gefüllt gewesen, Müslireste und Scherben verteilten sich auf der Erde.

Wieder hob der Alte den Topf an den Mund, schlürfend, speichelnd und sabbernd. In wenigen Sekunden war er fast ganz geleert.

Der Professor ging wieder Schaufel und Handfeger holen.

Er kratzte die Müslireste zusammen, sammelte Scherben ein.

Ein Zucken der Belustigung um die Lippen des Alten.

Funkelnder Spott.

Professor Burkardt spürte, wie eine Welle des Zorns sich unter seinem Nabel zu stauen begann, jeden Moment drohte sie, die Dämme zu brechen.

Er sah sich zur Kellertür gehen, diese aufreißen, den schwächlichen Alten beim Arm greifen und ihn durch die Tür treiben. Es wäre ein Leichtes für ihn. Ein harter Griff und ein befreienden Stoß, und der Alte würde hilflos zurück auf die Straße taumeln. Und die Kellertür bliebe danach verschlossen.

Ein Duell der Blicke setzte ein, heftig in der scheinbaren Reglosigkeit, ein Austausch geräuschloser Blitze. Es schien, der Alte konnte seine Gedanken lesen.

Er wusste von dem gestauten Verdruss. Und die Blicke gaben ohne Worte seine Gedanken zurück: Er wartete auf genau diesen Ausbruch des Zorns - diesen Auftritt, der ihn zur Kellertür stieß, hinaus in den Garten, auf die winterliche Straße zurück. Es wäre exakt, was seine Erwartung, was dies klare Bild seiner Feindschaft bestätigte. Sein höchster Triumph.

Der Professor hielt stand. Die Welle der Wut ebhte ab, von einer Sekunde zur andern schien sie auf einmal verauscht, wie aufgelöst.

Ein Husten schüttelte den Körper des Mannes. Plötzlich erbrach er sich - genau in den Suppenrest seines Reistopfes.

Eine zweite Fontäne schoss nach und eine gelbliche Pfütze bedeckte den Boden und Teile der Wolldecke, mit üblem Geruch.

Der Professor wich zur Kellertreppe zurück.

In diesem Moment traf ihn ein sonderbar zitternder Blick.

Ein Blick von Elend und Hilflosigkeit.

Er trat den Weg zurück in die Wohnung an. Eine tödliche Erschöpfung hatte ihn befallen. Er drehte den Schlüssel im Schloss.

In den Morgenstunden des nächsten Tages glitt er aus kurzem doch tiefem Schlaf in ein frühes Erwachen.

Etwas drängte ihn plötzlich - entgegen der gestern getroffenen inneren Abmachung, den Alten nun sich selbst zu überlassen - erneut einen Blick in den Keller zu werfen.

Der Blick in das Dämmer hielt eine neue Überraschung bereit:

Der Alte war nicht allein. Ein junges Mädchen saß bei ihm.

Es hatte eine der Orangen zerteilt und führte die einzelnen Scheibchen Stück für Stück an die Lippen des Mannes.

Es mochte ungefähr zwölf sein, das zarte Gesicht und die leicht gewellte Nase fielen ihm auf, die Haare waren von einem fast silbrigen Blond.

Manchmal griff es nach einem Taschentuch und strich dem Alten über das Kinn.

Die Pfütze mit dem Erbrochenen war verschwunden, die Decke aufgeschüttelt und gleichmäßig über dem Alten ausgebreitet.

Der Professor hielt im Abstand mehrerer Meter den Schritt an. Etwas an diesem Bild berührte ihn sonderbar. Zunächst war es die kleine Gestalt des Mädchens

selbst, zart, beinah durchscheinend, mit diesem fast leuchtenden Ernst auf ihrem Gesicht. Doch vor allem das Maß an ungeteilter kindlicher Aufmerksamkeit, die bedingungslose Fürsorge, mit der sie sich um den Alten kümmerte, hielt seine Blicke gefangen.

Sie setzte die stille einvernehmliche Fütterung fort. Plötzlich griff sie sogar die altersfleckige Hand und zog sie sanft auf den Rocksaum über den Knien, wiegte sie, von leisem Summen und Trällern begleitet, auf und ab. Ihr Gesicht blieb ruhig und ernst, ohne ein sichtbares Lächeln. Doch eigentlich verhielt es sich eher so, dass alles an ihr heimlich lächelte: die Art ihrer sanften Bewegungen, ihr Kopfnicken, die streichelnden Finger auf jener Hand, die sie immer noch wiegte.

Das Mädchen nahm keine Notiz von ihm, ebenso wenig wie dieser Alte, der offenbar willig alles geschehen ließ.

Professor Burkardt stand über Minuten an seinen Platz gebannt, in selten gefühlter Verzauberung. Er hatte ähnliches nie gesehen - nichts was diesem Ausmaß an Hingabe und selbstverständlicher Fürsorge vergleichbar war.

Er wandte sich mit lautlosen Schritten schließlich wieder zur Tür. Jede Einmischung hätte einzig eine Störung sein können.

Als er den Raum verließ, war es wie ein sonderbarer Wechsel der Luft - als verließ er mit diesem Raum auch einen ungewöhnlichen Duft. Doch es war nicht der übliche Modergeruch des Kellers, aus dem er sich diesmal entfernte. Ganz anders als sonst empfand er das Weg-

gehen diesmal wie einen Verlust, eine plötzliche Ernüchterung, die ihn schmerzlich berührte.

Er hatte mit seiner Frau über den Jahreswechsel eine zweitägige Reise vereinbart, die zu einem Bruder der Frau führen sollte, der nach langer Krankheit endlich genesen war.

Die Abfahrt war für den frühen Mittag geplant. Natürlich hätte er diese Reise absagen können, doch riskierte er ein schweres Zerwürfnis mit seiner Frau. Dieser Besuch war seit Wochen verabredet, und schließlich siegten sein Pflichtgefühl und sein Hang zur Friedfertigkeit.

Am Tag der gemeinsamen Ankunft - er hatte sich leichtfertig der winterlichen Zugluft ausgesetzt - packte ihn eine fiebrige Erkältung, die ihn ins Bett zwang. Sein Zustand wurde am nächsten Tag kritisch, ihn schüttelten fiebrige Träume, aus denen er mit Angstschweiß erwachte. Seine Frau pflegte ihn fürsorglich, lange saß sie geduldig an seinem Bett und sie sprachen über ihren Kollegenkreis, ihre Arbeit, über die vergangenen Jahre, über die gegenwärtigen Pläne und Vorhaben.

Dem Bericht seiner erlittenen Niederlage im Amt des Kunstexperten folgte sie ohne Belustigung, selbst über die Krise, die seine Arbeit am Manuskript zum Stillstand gebracht hatte, konnte er freimütig reden. So hatte er sie noch niemals kennen gelernt.

Einer der fiebrigen Träume begleitete ihn lange noch über den folgenden Tag: Er war in den Keller hinuntergegangen und entdeckte dort auf der Liege den Alten. Plötzlich ganz nah am Schlaflager stehend, packte ihn ein heftiger Schrecken, weil er statt in das Gesicht die-

ses Mannes in das Gesicht einer Katze blickte. Mit schmalen Pupillenschlitzen und flacher Katzenschnauze streckte es sich ihm entgegen. Sein Erschrecken löste in diesen Zügen ein flüchtiges Amusement aus, vielleicht perfide, vielleicht nur belustigt, in jedem Fall überlegen und mitleidslos.

Erst nach einer Woche hatte Professor Burkardt sich wieder vollends erholt und er konnte mit seiner Frau den Heimweg antreten.

Noch ein zweites Mal, in der letzten Nacht seines Aufenthalts, träumte er, dass er in den Keller hinunterging und an das fremde Schlaflager trat. Er fand, wie erwartet, den Alten, doch sah er jetzt, dass dieser vollkommen gläsern geworden war. Und als er ihn vorsichtig mit der Hand berührte, zerfiel er lautlos zu Staub.

Sein Haus lag in winterlich friedlichem Schlaf, wie es ihm bei seiner Rückkehr erschien. Er trat an die wieder mit Eisblumen verzierte Verandatür und starrte lange in den kahlen Garten hinaus.

Dann war der Drang unwiderstehlich geworden - er musste erneut einen Blick in den Keller werfen.

Das Lager war leer. Nichts als zwei Woldecken lagen darauf, zuoberst seine, darunter die schäbige alte. Als er sie anhob, blieb sein Blick an einem grauen Haarbüschel hängen.

Die Unterlage betrachtend entdeckte er weitere, wenn auch schmalere Büschel, während er sie prüfend vor das Gesicht hob, reagierte die Nase ebenfalls irritiert: Diese Haarbüschel, ganz ohne Zweifel, rochen nach Katzenhaar.

Nach dem abendlichen Zubettgehen kreisten seine Gedanken immer noch ruhelos um die Geschehnisse im Keller.

Plötzlich schoss in ihm ein Gedanke hoch mit der Macht eines elektrischen Stromschlags, er spürte sich in ein ohnmächtiges Zittern versetzt:

Die Eltern hatten ihm vor Verlassen des Hauses von einem zwölfjährigen Mädchen aus einem der angrenzenden Nachbarhäuser erzählt. Jeder hier mochte es. Nach kurzer Krankheit war es auf einmal verstorben. Sie beschrieben die feine leicht gewellte Nase und das hellblonde Haar. Alle in der Nachbarschaft hatten an diesem plötzlichen Sterben mit tiefer Betroffenheit Anteil genommen.

VI

Es war Frühling geworden.

Professor Burkardt beschloss, eine dreiwöchige Reise anzutreten.

Gerade hatte er sich in neue Studien vertieft: über die Proportionen griechischer Tempelbauten, über die Baugesetze gotischer Dome, auch die Pyramiden mit ihren vielfachen Zahlengeheimnissen hatten ihn noch einmal in Bann gezogen.

Seine Vorlesungen hatten sich in den letzten Wochen geändert. Sein Tonfall war stiller geworden, das Manuskript war auf sonst ungewöhnliche Art mit Fragezeichen durchsetzt. Gelegentlich stellte er eine Frage offen

ins Publikum, seine eigene Unsicherheit in der genauen Beantwortung nicht verbergend. Man applaudierte ihm wie gewohnt, sogar mit einer Spur zusätzlicher Herzlichkeit, wenn er sich in dieser Empfindung nicht täuschte.

An manchen Abenden saß er nun wieder an seinem Schreibtisch und wertete Notizen aus, die er über den Tag hin aufnotiert hatte. Möglich, dass doch ein Buch daraus werden würde.

Wahrscheinlich würde es schmaler ausfallen als jenes anfangs geplante. Vielleicht aber nicht - er spürte, dass ihn noch vieles dabei überraschen könnte.

Am Tag seiner Abreise hatte er erneut einen seltsamen Traum:

Er stand vor den Rosenstöcken des Hauses, von denen ihm die Eltern gesagt hatten, dass die Ranken bis auf wenige verholzt, abgestorben und tot seien. Gleichgültig welche Pflege man ihnen zukommen ließ, diese Rosenstöcke führten eine kümmerliche Existenz, keine der oberen Ranken hatte zuletzt noch eine Rose entfaltet.

Aus einem unbestimmten Grund hielt er gleichzeitig nach dem Mädchen Ausschau. Um sie zu finden, umwanderte er das Haus, bis er erneut vor den abgestorbenen Stöcken stand.

Da bemerkte er sie auf einmal am Eingang, genau im Geflecht der sperrigen Ranken. Sie hatte die Augen wie träumend geschlossen, plötzlich erkannte er, dass eines ihrer Beine die Form eines Rosenstocks hatte, auch einer ihrer Arme war jetzt in dieser Weise verwandelt, und zusehends wuchsen Schultern und Brust, zuletzt ihr

Gesicht mit Ästen und Blättern zusammen.

Es war kein beklemmender Anblick, im Gegenteil, er fühlte deutlich eine Erwartung in sich: dass sich die ganze Hauswand in Augenblicksschnelle mit höher kletternden Rosen bedecken würde. Damit wachte er auf.

Seine Reise war sorgfältig vorgeplant. Immer wieder doch lockte sie ihn auf überraschende Nebenpfade. Der Planung entsprechend machte er bei einer Reihe namhafter Museen Station, auch bei bekannten Bauwerken, von denen er einige schon mehrmals besucht hatte. Doch führte ihn diese Reise unversehens auch durch die Türen kleinerer ihm noch unbekannter Museen, und er entdeckte eine Fülle baulicher Kostbarkeiten in abgelegenen Seitengassen.

Manchmal war es ihm, als hätte er noch einmal sehen gelernt - oder lerne es erst; viel wacher, schärfer, beständiger.

In Paris, am Ufer der Seine, trug sich ein seltsamer Vorfall zu:

Er hatte eine Karte zu einer Fahrt mit dem Ausflugsdampfer gekauft, eben als er den Anlegesteg betrat, löste ein vollbesetzter Dampfer die Leinen und entfernte sich tuckernd. In Erwartung des nächsten Dampfers, musste, lehnte er ohne Verdruss am Stützbalken des Anlegestegs.

Plötzlich bemerkte er eine winkende Hand. Ungläubig starrten die Blicke zur Reling des davon treibenden Dampfers hinüber, doch er täuschte sich nicht. Das Winken galt ihm.

Und neben der Hand blickte er in dies breit lächelnde

Gesicht, das er in der ersten Sekunde nicht zuordnen konnte, das dann aber umso klarer seinen unmissverständlichen Platz auf den verschachtelten Straßen der Erinnerung einforderte:

Sein einstiger Rivale, der scheinbar verschollene Dozent.

Er stand dort an der Reling des Schiffes und winkte. Mit entspanntem Lächeln, in dem zugleich der Schatten eines Geheimnisses lag. Plötzlich war er zwischen den anderen Passagieren verschwunden. Das Schiff trieb davon.

Alle Schritte, die Professor Burkardt an den folgenden Tagen noch durch die Stadt führten, begleitete ein heimlich lauender Blick: Ob irgendwo aus dem dichten Menschengedränge auf einmal der auf dem Schiff Gesehene wieder auftauchen konnte. Doch nichts dergleichen geschah.

An einem warmen Frühsommertag ging er zwischen der etwas verwilderten, teils schon kniehohen Rasenfläche auf seine Eingangstür zu. Was er sah, übertraf alle Erwartungen.

Die Rosenstöcke, die hart verholzten, die sich seit Jahren verweigerten, hatten die fast doppelte Höhe gewonnen, eine weit verzweigte Leiter aufgesprungener Rosenknospen.

Er stand tief atmend, eingebettet in Schleier von Duft, der ihn in jede Zelle hinein zu füllen begann und ihn momentweise selber in eine fast schwebende Höhe zog.

Endlich trat er ins Haus.

Der Spinnenkeller

Eine Ehegeschichte

I

Hätte man Silberger am Tag seiner Eheschließung gesagt, er würde elf Jahre darauf - und dies nicht in einem Ansturm verletzter Leidenschaft sondern aus Überdruß und in plötzlich gewachsener kalter Wut - bereit sein, seine Frau umzubringen, er hätte nur matt gelächelt; und sich wieder dem Hochzeitsbüfett und dem summenden Schwarm der versammelten Gäste zugewandt, schließlich augenzwinkernd auch seiner Frau und sie in sanftem Glück an sich gedrückt.

Silbergers Leben war geordnet und sicher. Jederzeit hätte er klare Auskunft darüber geben können, was er schätzte und wert hielt und welchen Dingen seine Abneigung galt. Unter anderem schätzte er seinen Arbeitsplatz am Redaktionstisch eines mittelgroßen Stadttageblatts und das damit verbundene geregelte Einkommen; er schätzte die der Fürsorge seiner Frau unterstellte Eigentumswohnung mit Keller und Garten, er liebte Rhododendron und Geranien auf der Veranda und, alles in allem, wenn auch nachlassend mit den verstreichenden Jahren, weiterhin seine Frau.

Seine Abneigung galt jeder Art Unrat und Chaos, sie galt unter anderem Ungeziefer und Spinnen, ein biss-

chen mehr dem Ungeziefer als einer Spinne. - So glaubte er von sich selbst.

Er konnte nichts ahnen von einem plötzlichen Riss der unversehens sein Leben durchzog und ihn im Zorn und mehr und mehr auch in Gleichgültigkeit das einmal Bebagliche und Fürwertgehaltene aufgeben und in die Verkommenheit treiben ließ. Nichts ahnen von einer Liebe und Wertschätzung, die mehr einer Spinne als einem gepflegten Wohnzimmer und wohlgeordneten Haushalt galt.

Weniger noch von der heimlichen Gewalt eines Zorns, eines dunklen Hasses, der ihn veranlassen könnte, bei einer nächtlichen Heimkehr in seine Wohnung einen Mord zu begehen. Und doch war es nur ein verborgenes Kellerlabyrinth seiner Seele, dem er auf diesem Weg der neuen, verwirrenden Schritte plötzlich begegnete.

Es war nur der Weg durch das Dunkel eines langen, verzweigten Tunnels, an dessen Ausgang er etwas Ungewöhnliches, Neues entdecken sollte.

Mehr zufällig, wie es schien, nahm alles seinen Anfang mit dem unerwarteten kurzen Besuch eines Bekannten, der ihm schon seit längerem seltsam aus dem Gedächtnis entschwunden war.

II

Dieser Bekannte hatte an einem regnerischen Apriltag diesen Koffer in seinem Flur abgestellt. Er erklärte dazu nur knapp, er sei auf der Durchreise; da er sein Reiseziel

habe ändern müssen, empfände er diesen Koffer neben dem anderen Reisegepäck im Moment als Ballast. Es handelte sich um Vorräte an Saatgut und Tulpenzwiebeln, und er versicherte abschließend, das Gepäckstück in zwei bis drei Wochen holen zu kommen.

Es gab keinen Grund, diese Bitte abzuschlagen. Handelte es sich doch, der langen Zeit des Nichtsehens zum Trotz, um einen wirklich guten Bekannten. Nicht ohne Grund hatten Silberger und seine Frau ihn vor elf Jahren als Trauzeugen ausgewählt, und seine Frau, wie eigentlich jeder, sprach aufs höchste beeindruckt von seinen Fähigkeiten als Gartenarchitekt und als Baumpfleger.

In der letzten Maiwoche trug Silberger den Koffer aus der Garderobennische schließlich hinab in den Keller, vergaß ihn, dann, im späten August, stieß er beim Kellertreten fast schmerzhaft mit dem Knöchel daran. Zweimal hatte er dem Bekannten einen ermahnenenden Erinnerungsgruß zugeschickt, einmal mehr als er selber als Pflicht betrachtete.

Der Koffer war nicht verschlossen, nur zugeschnallt, Silberger durchwühlte die Lagen der kleinen Schachteln und Stoffbündel, sie enthielten offenbar die genannten Samen und Tulpenzwiebeln; er tastete sich eben vor in die letzte, halbleere Ecke, als ihm etwas Faustgroßes, Schwarzes fast auf die Hand sprang.

Es glitt zwischen Bündel und Schachteln zurück, die Silberger mit Vorsicht nun Stück für Stück lüftete, ein Finger- oder fast Handspannen-langes behaartes Bein wurde sichtbar, ein zweites von gleicher Länge, dann - in fast Tennisballgröße - ein ganzer Spinnenkörper.

Silberger fühlte ein Vibrieren im Arm, dann auch im Übrigen Körper, sonst war für Sekunden kein Sehnen-spannen, keine nur kleine Muskelbewegung mehr möglich, er hockte versteinert.

Das Tier schien augenrollend seine Umgebung zu mustern, etwas glänzte lauernd aus seinem Gesicht, ebenfalls saß es reglos, Rücken und Bauch waren schwarz und behaart, die vorderen Beine kreisten jetzt tastend ein Stück durch die Luft.

Dann war es, als folge es blitzartig einem Entschluss - zugleich schien es während dieser Sekunde nicht einmal wirklich sondern ganz so, als würde es von einem heimlichen Draht bewegt: aus dem Koffer gehoben, dann auf ein altes Sofa gezogen, aufs Küchenbüfett, plötzlich verschwand es in einer hinteren Ecke des Kellers.

Stückweise bröckelte die Lähmung von Silberger ab, er sprang an die Tür zurück, schlug sie hinter sich zu, erst auf der Kellertreppe holte ihn, mit einem Anflug von Scham, ein Empfinden von Männlichkeit ein.

Er ging in den Keller zurück, nahm eine breitere Latte und einen Hammer zur Hand, schob altes Gerümpel zur Seite, merkte zugleich, dass er zitterte, einmal meinte er, eine schabende Bewegung zu hören; doch seine Spurensuche blieb ohne Ergebnis.

Er verschob den Plan, das Tier zu entfernen, auf den folgenden Tag.

Er fürchtete Spinnen üblicherweise nicht - so wenig wie Fliegen und Schnaken und überhaupt alle Insekten, die er nur einfach mit Abscheu betrachtete. Diese doch war nicht von der Art, die er sonst zwischen einem ge-

falteten Zettel zerdrückte. - Er lag über Stunden wach, seine Gedanken kreisten hartnäckig um den neuen Siedler im Kellerraum.

Endlich hatte er einen Plan gefasst, er frühstückte gut, nahm seine gestrige Latte, dann schloss er den Gartenschlauch an und ging, das Mundstück des Schlauchs in der Hand, erneut in den Keller.

Was er sah, erstaunte, ergrimmte und beschwichtigte ihn alles in einem:

Von der Fensterluke bis an ein altes Heizungsrohr über der Tür spannte sich schon ein Netz, noch schmal, doch wie aus einem einzigen Guss und dicht gesponnen, fast wie ein Seidenlaken. Es glitzerte geheimnisvoll im Dämmer des Kellerraums, als er es näher betrachtete, bemerkte er zwei grünschillernde Fliegen darin, sie zitterten noch matt mit den Flügeln, doch waren schon hoffungslos dort verfangen.

So sehr er auch Spinnen verabscheute, mehr hasste er diese giftig schillernde Fliegenart, die seine Obstvorräte belagerte.

Er entdeckte am anderen Ende zwei weitere Fliegen genau dieser Art, eine war offensichtlich erst eben ins Netz gestürzt, doch ihre heftige Gegenwehr trieb sie nur immer tiefer hinein in die weißen, klebrigen Fallstricke.

Erstmals streifte ihn der Gedanke, dass eine Spinne hier möglicherweise einem sinnvollen Zweck dienen könnte.

Er rollte den Schlauch wieder ein, trug die Latte zurück - noch nicht bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen, doch eine letzte Entscheidung, so sagte er sich, ver-

langte nochmals Bedenkzeit.

Immer wieder hatte es größere Mengen Ungeziefer in seinem Keller gegeben, im letzten Sommer auch ganze Heerscharen schwarzer Asseln, sonst die verschiedensten schillernden Käfer, Ohrenkneifer und Silberfische. Waren sie erst hier im Keller, kletterten sie häufig auch in die Wohnung hinauf, und am wenigsten in der Küche war er vor ihnen sicher. Er beschloss also abzuwarten. Eine Spinne, selbst eine größere, konnte nicht schlimmer sein als diese Sippschaften zählebigen Ungeziefers.

Seit über zehn Jahren war Silberger Mitarbeiter und schließlich auch Redaktionsmitglied jenes Stadttageblatts, zuständig für die Kolumnenverteilung und die Nachrichtenordnung auf den Lokalseiten, noch bis vor Monaten damit in diesem Zeitungshaus ein Mann mit geregelten Einkünften und mit gesicherter Anstellung.

Dann war er Opfer einer hausinternen Intrige geworden - jedenfalls sah er es so: Keiner der hinter seinem Rücken erhobenen Vorwürfe traf im Mindesten zu, das Gebot der präzisen Berichterstattung hatte er niemals verletzt, schon gar nicht hatte er in unkorrekter Parteinahme das Amt des Redaktionschefs missbraucht, das er vertretungsweise für etwa sechs Wochen verwaltete, und völlig absurd war der Vorwurf, er hätte die Publikation einer Artikelreihe zu hintertreiben versucht, die ohne jedes Verschulden seinerseits plötzlich verschwunden und unauffindbar war.

Schließlich war er wenige Wochen nach Rückkehr des Chefs aus dem Kururlaub, der sicher erwarteten Kündigung vorgreifend, von sich aus gegangen; im Zorn.

Hatte er zunächst den Wechsel in den Redaktionsstab einer anderen Zeitung ins Auge gefasst und diesbezügliche Vorgespräche geführt, so musste er nach der Kündigung feststellen, dass man ihn dort lediglich als freien Mitarbeiter zu akzeptieren bereit war und die ihm zugewiesene Aufgabe darin bestand, Tag für Tag auf eigene Faust Reportagen zu sammeln.

Auch hatte er sich, wenngleich ihm der Boulevardblatt-Charakter der anderen Zeitung bekannt war, kein klares Bild über den dortigen Maßstab für Seriosität gemacht; dieser lag, wie er feststellte, ein beträchtliches Stück noch unter seinen Erwartungen.

Dieser gesamte Bereich der Zeitungsarbeit, die konkrete Recherche vor Ort, war ihm mehr oder weniger nur aus der Distanz des täglichen Beobachters vertraut, und zunächst reizte die Probe ihn auch: der tägliche Weg der eigenen Spurensuche, der immer Überraschungen bot und gelegentlich auch seinen Detektivsinn herausforderte, und der ihn hier und dort einen fetteren Fisch wittern ließ, den er an die Redaktionstische tragen und feilbieten konnte.

Dies aber war zugleich das Dilemma: Sobald er etwa eine Katastrophen- und Unglücksstelle erreicht hatte - und mehr als alles Sonstige waren Unglücke in seinem Fall von Interesse - war sie in der Regel bereits von Scharen anderer Reporter umlagert, die gleichfalls die Chance einer begehrenswerten Sensationsreportage witterten.

Schwieriger noch mit den Skandalen: Einen handfesten davon aufzuspüren - irgendwo in der Verwaltung,

einer Betriebsleitung, besser natürlich in den Regierungsämtern der Stadt, doch auch irgendwo in einem Bankunternehmen oder der Bauwirtschaft - war immer ein seltenes Glück. Mehr noch, den andern damit um eine Nasenlänge voraus zu sein.

Ein Skandal, eine spaltenträchtige Korruptionsaffäre war, was sich an jede Zeitung spielend verkaufen ließ, doch versuchten ganze Heere der Zunft von solcher Beute zu leben, zu viele eigentlich, als dass von einem einträglichen Geschäft noch zu sprechen gewesen wäre. So viel es an Korruption und

Affären auch geben mochte, es war nie wirklich genug. Silberger hätte inzwischen nicht mehr bestritten, dass diese rastlose, letztlich nur selten belohnte Spurensuche, die ihn gelegentlich bis in die Träume verfolgte, ein sehr hartes Brot war.

Doch auch seine Ehe befand sich seit Monaten in einer Periode ungewöhnlicher Schwankungen. Nicht auszuschließen, dass dies mit der neuerlichen Arbeitsanspannung und einer gelegentlichen Überreiztheit auf seiner Seite in einem gewissen Zusammenhang stand. Doch für die sichtbare Verwahrlosung im Erscheinungsbild seiner Frau und überhaupt seiner Wohnung konnte er selbst nicht zuständig sein.

Immer häufiger fielen ihm ihre ausgetragenen, manchmal konturlos flatternden Hemden, Pullover und Hosen auf, ihn ärgerten die morgendlichen Cremeschichten auf ihrem Gesicht, die dieses, so fand er, zu einer unnahbaren spiegelnden Fettfläche machten, im weiteren ihre sperrigen Lockenwickler, eine Art stachli-

ger Kopfbehelmung, die sie erst abnahm, wenn sie die Wohnung verließ - deutlich damit demonstrierend, dass dieser Versuch der Verschönerung keineswegs ihm galt.

Doch schlimmer die Wohnung: In der Küche klebten seine Sohlen nicht selten an Essensresten, das gebrauchte Geschirr stand tagelang auf dem Abwaschbort, aus manchen Gardinen lösten sich Staubwolken, wenn man dagegen schlug. – Wohl hatte sie diesen kleinen Halbtagsjob wieder angenommen, war also vormittags selbst außer Haus, doch fragte sich Silberger, womit sie sich sonst für den Rest des Tages beschäftigte.

Außerdem hatte sich ein harter, hallender Husten, den er jedes Mal wie ein Bellen empfand, in ihrem Hals eingestekt, es schien sie - anders als ihn - wenig zu stören, und der Grund dieses Hustens war für ihn einleuchtend: ihr zunehmender Zigarettenkonsum.

Fast traf er sie nur noch hinter diesen grau wabernden Wolken von Qualm, ungesprächig, meist hatte sie irgendein Buch auf den Knien, und immer häufiger ließ sie ihn an den Abenden einfach allein: war unterwegs zu einem Volkshochschulkurs oder zu sonstigen Vorträgen, was er auf mehrfache Nachprüfung hin stets bestätigt fand.

Er hatte gegen ihren Bildungshunger als solchen nichts einzuwenden - im Gegenteil war es genau dieser Mangel, der manchmal als heimlicher Vorwurf in seinen Sätzen gelegen hatte, wenn er die unterschiedlichsten Fragekomplexe, besonders die politischer und weltgeschichtlicher Art, doch auch die allgemein wissenschaft-

lichen, mit ihr erläuterte und mit Erklärungen, unerlässlichen und oft detaillierten, immer wieder behilflich war. Im Prinzip war er einverstanden. Doch gab es für diese Begleitumstände - alles etwas wie offene Demonstrationen von Geringschätzung gegenüber den einfach nur selbstverständlichen, über Jahre bewährten Ordnungen und Gepflogenheiten und damit im Prinzip auch seiner Person - absolut keinen Grund.

Immerhin hatte er acht Jahre lang für sie gesorgt und tat es noch immer. Er fand keine Spur von Dankbarkeit mehr, in keinem einzigen Wort, keinem Blick. Geschweige denn offene Zuneigung. Dies letzte freilich musste er wohl den vielfach bekannten Verschleißerscheinungen so vieler Ehejahre zuschreiben.

Ein bisschen Dankbarkeit und die gewohnte stille Aufmerksamkeit, wenn er ihr etwas erklärte, hatten ihm schon genügt.

Die weiteren Ereignisse in seinem Kellerraum sollten die ersten Erwartungen noch übertreffen.

Sooft er hinabging, um einen Blick auf das Netz der Spinne zu werfen, waren in großer Zahl wieder neue grünschillernde Fliegen darin verfangen. Doch es blieb nicht dabei: Auch Ohrenkneifer, Kartoffelkäfer und kleine Silberfische verirrten sich in das Netz, schließlich auch die verhassten Asseln, von Tag zu Tag, so schien es, in steigender Menge. Er hätte niemals geglaubt, dass seine Kellerräume so dicht mit Ungeziefer bevölkert seien. Und eines Morgens saß auch der erste fette Tausendfüßler zwischen den glitzernden Fäden.

Das Netz war größer geworden, es spannte sich jetzt

durch den halben Raum, und die Spinne hielt sich nicht mehr versteckt, wenn Silberger den Keller betrat. Er beobachtete sie, aus der Entfernung einiger Schritte, mit etwas verhaltenem Atem, immer Wieder sah er ihr zu, wie sie mit ihren behaarten Beinen den flachen, noch mühsam zappelnden Leib einer Assel griff, ihn zum Mund führte, den tödlichen, leise knackenden Biss im Nacken ansetzte, sie schließlich auszulutschen begann. Assel um Assel griff sie, zog sie zum Mund, und so die jedes Mal wieder in Windesschnelle umrollten, ohnmächtig zitternden Fliegenleiber.

Anschließend sah er, wie sie die eingerissene Stelle im Netzwieder flickte - mit so behenden, sicher gezielten Bewegungen, dass es ihn immer aufs Neue in Staunen versetzte. Überhaupt fand er, dass jedes Insekt sich an diesem überaus kunstvollen Netzwerk versündigte, wenn es hineinstürzte und zappelnd die Fäden zerriss - allerdings war der tödliche Biss für jeden gewiss, der dies wagte.

Seltsam unvermittelt, wie von einen Tag auf den andern, stellte er fest, dass die Spinne gewachsen war: Nicht nur Tennisballgröße, fast schon einen kleineren Kokosnussumfang hatte ihr Körper erreicht, die Beine strebten bereits einer eineinhalbfachen Handspann-länge zu. Und ihrer gleichfalls wachsenden Fresslust entsprach der nicht endende Strom des scheinbar wie magisch ins Netz gezogenen Ungeziefers.

Manchmal überflog ihn noch ein flüchtiger Schauer, wenn er die schwarzen, behaarten Beine durch die Luft kreisen sah, wenn er den tödlich knackenden Biss und

das leise Schmatzen der Kiefer hörte, die wie pumpenden Bewegungen ihres Körpers verfolgte, wenn sie das Blut aus dem Nacken oder der Brust ihrer Opfer zog.

Doch es war einzig, womit sie natürlicher Weise ihr Leben bestritt. Etwas Bedrohliches, einen Zug animalischer Grausamkeit darin zu empfinden, war - im Hinblick auf ihn – nur eine Sache der eigenen eingewöhnten Vorstellungsmuster und lediglich Einbildung.

Keineswegs war sie monströs. Schon gar nicht im Spiel ihrer Gliedmaßen, das ihm im Gegenteil leicht und graziös erschien, manchmal fast tänzerisch.

Vor allem wenn sie die Netze spann, wurde die stille Beobachtung ein hoher Genuss. - Fast eine Stunde saß er jetzt manchmal im Keller und sah ihr zu.

Ohnehin gab es wenig, was Silberger in seine Wohnung zog.

III

Eine Cousine der Frau war für mehrere Tage im Haus zu Besuch, Abend für Abend saßen die beiden Frauen eng auf dem Sofa zusammen, und jedes Mal wenn er ins Zimmer trat, hörte er sie leise tuscheln und kichern.

Für Silberger verdichtete sich bald der Verdacht, dass er selbst das bevorzugte Objekt des Gesprächsaustauschs war, den sie mit sichtbarer Belustigung führten. Einmal sah er ein Album auf ihren Knien, zwei Bilder aus noch jüngerer Zeit lagen obenauf, zwei hässliche Fotos, von denen eins ihn beim Eisbeinessen auf der Veranda

zeigte. Er kaute mit vollen Backen, die Speckkissen am Hals, auch am Bauch waren unübersehbar, die beginnende Stirnglatze zeichnete sich in deutlichen Umrissen ab.

Der Schatten der Hornbrille suggerierte zudem zwei beträchtliche Tränensäcke, verstärkte jedenfalls diese zwei Fleischrundungen unten den Augen, die bei flüchtigem Hinsehen niemandem auffallen konnten.

Er mochte die Bilder nicht, sicherlich war er älter geworden, wie alle den kleinen Deformationen der vergehenden Zeit ausgesetzt; doch alle Hässlichkeit war schließlich auch eine Sache des Blickwinkels, und mit solcher Entstellung tat man ihm Unrecht. Und überhaupt: Auch seine Frau war nicht mehr, wofür ihn einige seiner Freunde - und dessen war er sich sicher - einmal beneidet hatten.

Trotzdem überraschte ihn diesen Abend ein ungewohnter Anflug von Trauer. Er ging durch den Garten, ging durch die angrenzenden Straßen, den nahen Park, immer wieder tauchte hinter den Bäumen oder an einer Wegbiegung ein Liebespaar in der Dämmerung vor ihm und hinter ihm auf, er begann sich auf fast bedrängende Weise von Liebespaaren umkreist zu fühlen - erst bei der vierten Begegnung bemerkte er schließlich, dass es immer ein und dasselbe Pärchen war.

Ganz plötzlich war er nun doch in die Falle weit abgelegener Erinnerungsstricke getappt, er fragte sich, ob jedes Pärchen wohl über Jahre diesen ernüchternden Gang machen müsste, den er selbst einmal angetreten hatte wie dieses hier in der dämmrigen Abendstunde:

Mit diesen schwebenden Schritten von Bordstein zu Bordstein taumelnd, diesen Halb-Ohnmachten beim endlosen Küsse-Tauschen, diesem Lustvibrieren bei jeder Fingerberührung. Dieser Betrunkenheit in den Augen, diesem gesamtem Irrwitz.

Er kannte das alles.

Es schien ihm zugleich unglaublich, dass dies wie ein Blick auf eine vergangene Zeitinsel war. Sie würde, nach jeder Wahrscheinlichkeit, in keiner Zukunft mehr vor ihm auftauchen.

Dies registrierend trat er ins Haus.

Immer noch saßen die beiden Frauen Seite an Seite, kicherten, tuschelten.

Drei Abende nachdem die Cousine abgereist war, kam es zu einem wortlosen Streit:

Wieder war Silberger in der Küche auf Speisereste getreten, neben dem halbgefüllten Abwaschbecken türmte sich wie gewohnt ein hoher Berg von Geschirr, er sah seine Frau den eben benutzten Mittagstopf und zwei dunkel geränderte Tassen dazustellen und über alles ein fleckiges Handtuch hängen, schließlich, nach einem stechenden Blickwechsel, der seine deutlich signalisierte Entrüstung einzig auf eine harte Wand stoßen ließ, verschwand sie, mit unverhohlener Lässigkeit zwei Bücher unter den Arm klemmend, einfach hinaus in den Flur.

Ein drittes Buch war liegen geblieben, er griff es - ein älteres Biologie- oder Botanikbuch, wie er eben noch feststellte - und warf es ins Abwaschwasser.

Am nächsten Morgen fand er ihren Abschiedszettel

auf seinem Schreibtisch.

IV

Es berührte ihn in diesem Moment so wenig wie das vorhersehbare Absterben einer Fensterbrett-pflanze.

Weit mehr beschäftigten ihn zwei andere Dinge: neben der Spinne im Keller seine Berufsverpflichtungen - diesmal sogar mit erfreulichen Perspektiven.

Er war, so schien es, einem bemerkenswerten Fall auf der Spur, dessen Dimensionen ihm anfangs wenig durchschaubar blieben, der ihn doch bald in ein vielversprechendes Labyrinth der Spekulationen zog, mehr und mehr auch der ausreichend alarmierenden Folgerungen und Annahmen.

Seine Arbeit spielte sich zunehmend in einem früher nur selten von ihm besuchten Stadtviertel ab, verließ er es spät in der Nacht, stolperte er über leere Flaschen am Bordstein, und sogar Ratten huschten an seinen Füßen vorbei.

Unwiderstehlich hatte sich dieser alte, niemals ganz verschüttete Detektivsinn in ihm zu regen begonnen, er saß in Kneipen zwischen Männern mit grauen, gekerbten Gesichtern und harten, schwieligen Händen, er hörte auf ihre Flüche und Reden und fügte so unbemerkt Muster um Muster seiner Geschichte zusammen.

Er sah sich zu einem dunklen, ihn selbst beklemmenden Zentrum vorstoßen - wenn auch die Einzelheiten und alle Gestalten sicher nur Variationen der hundert

vergleichbaren, oft gehörten Geschichten waren, wie sie sich Woche für Woche in nie versiegender Menge auf Illustrierten- und Zeitungsseiten niederschlugen.

Und doch: etwas von ungewöhnlichem Ausmaß begann er hier zu umspinnen. Etwas zudem, das mit keiner einzigen Zeitungszeile bisher ans Licht getaucht war, ganz ohne Zweifel potentieller Dynamitstoff für künftige Lesespalten damit.

Offenbar hatte er diesmal als erster den Fuß in die Tunnelgänge des im Verborgenen dunkel Gärenden solcher Machenschaften gesetzt, unlösbar war er nun selber, sich Schritt für Schritt fortgrabend, darin verstrickt.

Eines Nachts - er war wieder mit einigen neuen Beutestücken seiner Geschichte heimgekehrt und in die Wohnung getreten, der von der Frau nun seit Tagen verlassenen – ordnete er etwas in einem Regal, als plötzlich ein Album herausfiel.

Er hob es auf, blätterte flüchtig darin.

Alte Verwandtenfotos, die Ehejahre. Eigentlich ging ihn das wenig noch an. Nur bei einem der Bilder verhielt er für einige Augenblicke:

Es war ein kleiner, höchstens kniehohes Strauch darauf, etwas verloren stand er gegen den wolkenverschwommenen weiten Himmel dahinter, einige Blattspitzen auf den Zweigen verteilt, etwas wie rührende erste, noch unbeholfene Blattversuche; doch sonst nur eben ein gewöhnlicher Strauch. Keine Person dabei. Nichts von Interesse.

Dass dieser Strauch seinen Platz hier im Album hatte, musste ein Irrtum ein. Silberger konnte keine Erinne-

rung auftreiben, warum dieses Bild dort eingeklebt war. Vierzehn Tage waren nun seit dem Abschied der Frau vergangen. Da hörte er ihren Schlüssel sich in der Haustür drehen.

Auch dies war irgendwie, was er halb schon erwartete.

Es kümmerte ihn wenig. War er zu Haus, zog es ihn zu seinem Kellerplatz bei der Spinne.

Ihr Netz war ein äußerst kunstvolles Schleiergeflecht geworden, das nun in alle Winkel des Kellerraums reichte. Immer noch wuchs sie, wenigstens jedes der Beinglieder. Ihr kokosnussgroßer Körper tanzte behende über die weißen, zitternden Seidenseile, die wachsenden Maße schienen sie nicht entscheidend schwerer zu machen, schon gar nicht träge, im Gegenteil - ihr Gang war schwebender, rascher als je. Und ihre inzwischen fast unterarmlangen Beine schienen sich, windmühlenshaft durch die Luft wirbelnd, bei solchem Bewegungsspiel noch zu verdoppeln und zu verdreifachen.

Als eines Morgens die erste fette Ratte im Netz zapfelte, überfiel Silberger noch einmal ein Anfall von Widerwille, fast Übelkeit.

Doch bald machte sich stattdessen Genugtuung breit: Das graue, struppige Knäuel, das mit tiefendem Maul und dem dünnen, geringelten Schwanz noch immer verzweifelt gegen die Netze schlug, war plötzlich von den behaarten, schwarzen Beinen umfasst und mehrfach umwickelt; schließlich verschwand es ganz in den glitzernden Fäden, hing reglos, starr wie ein schimmeligweißer Kokon.

Silberger hatte niemals gewusst, dass selbst Ratten in diesen Kellerräumen ihr Unwesen trieben. Zweifellos erfüllte die Spinne hier einen wichtigen Dienst.

Seine Frau hatte ihr altes Zimmer bezogen, er sah sie wenig, nur in Minutenabständen hörte er immer wieder ihr Husten - dies harte, hallende Husten, das in seinen Ohren ein Bellen war - und das trieb jedes Mal doch wie ein unruhig schlagender Hammer die reichlich bekannten Bilder in seinen Kopf zurück:

Ihre von Qualmwolken umschlossene, starre Gestalt, die stumm ein Buch auf den Knien hielt, die hart und eilig die Seiten wendenden Finger, ihr wie wächsernes, cremeglattes Gesicht mit der Lockenwicklerbehelung. Ihre Wege kreuzten sich selten mit seinen - doch desto unübersehbarer waren überall ihre Spuren: im Flur, im Bad, in der Küche.

Er fiel über Schuhe, fiel über Wäschestücke, trat auf Bleistiftreste, Obstschalen und Haarbürsten, seine über Regale und Borde streichende Hand wirbelte Asche auf, zunehmend auch Zigarettenkippen. Ihr Husten nahm periodisch zu, die Wände hallten davon, er hörte ihren achtlos schlurfenden Schritt in der Wohnung, auch nasse, klebrige Taschentücher lagen jetzt über die Dielen verstreut, die Geschirrberge standen unangetastet, ein schimmlicher Dunst überzog inzwischen die unteren Tassen, Bananenschalen und sonstige Obstreste faulten daneben, niemand leerte die Mülleimer.

Silberger war es fast recht. Mit einer harten inneren Geste erstickte er jede Flamme von Zorn, die ihn leicht hätte mitreißen können. Dieser Zustand der Wohnung

war eine offene Kriegserklärung - die Schlacht dauerte mehrere Wochen bereits und trieb einem Höhepunkt zu, wie es schien. Immerhin: Sie musste sich schließlich behaupten darin genau wie er selbst.

Er kannte sie gut, ihren fest eingeborenen Ordnungssinn, der sich zugunsten beider durch alle Jahre bewährt hatte; ihre letztlich naturhafte Abneigung gegen jedes sich regende Chaos.

Er wusste zugleich, er würde sich niemals geschlagen geben.

Er, Silberger, war mit Belanglosigkeiten wie diesen nicht zu entnerven, nicht in Verzweiflung zu treiben; natürlich hatte er diese Absicht dahinter von Beginn an durchschaut.

Und sollte ihm das Aushalten doch zuletzt unerträglich werden, so könnte er auch Quartier im Keller beziehen. Der Gedanken verlockte ihn zunehmend.

V

Eines Morgens bestieg er die Straßenbahn - sein Auto befand sich mit einem Achsschaden für diesen Tag in der Werkstatt - es war eine frühe, noch dämmerig neblige Morgenstunde, da bemerkte er eine Frau mit einer bläulich schimmernden Halskette am hinteren Ende des Wagenganges.

Zweimal und dann ein drittes und viertes Mal glitten seine Blicke zu ihr hinüber, beim vierten Mal schien es einen Moment, dass sie ihm flüchtig zulächelte.



Er konnte in dieser noch dämmer- und schattenbedeckten Ecke ihr Gesicht nicht deutlich erkennen, doch die sanfte Rundung der Wangenknochen und der gerade und schlichte Winkel der Nasenwurzel wie eben auch diese blaue Halskette erinnerten ihn und weckten seit langem ungewohnte Empfindungen. Anfangs wehrte er sich, doch die mühsam schunkelnde Fahrt durch diese wie nassklammen, abweisend grauen Häuserzeilen machte jede Empfindung von Wärme fast unwiderstehlich. Und das vor allem war es, was dieser Anblick jetzt auslöste.

Er war sicher, an diesem Morgen die Wohnung als erster verlassen zu haben, und überhaupt gehörte dieses Gesicht - und mehr noch die Art dieses eigentlich ernstesten, seltsam verhaltenen, dann wieder offenen Lächelns - seit langem schon der Vergangenheit an.

Bereits die Fotos der letzten Jahre, die er neulich durchblättert hatte, machten nur noch wenig sichtbar davon; allerdings konnten Fotos, selbst die ihrer ersten gemeinsamen Zeit, so wusste er, selten einfangen, was ihn in dieser Hinsicht einmal bewegt und angerührt hatte.

Er durchblätterte seinen Kalender, der wie sperrig voll mit Notizen und unbequemen Terminmahnungen war, schließlich verließ er, ohne sich noch einmal umzuschauen - und doch einem nicht geringen Sog dabei widerstehend - die Bahn.

Es war Anfang November, und doch: eine sonderbar milde, fast frühlingsträchtige Luft durchströmte den Morgen, umkräuselte seine Haare, den Hals, er fühlte

sie warm an den Händen, der Himmel war grau und wolkenverhangen, doch eigentlich mehr wie ein kleines Versehen, das rasch behoben sein konnte.

Die Halskette fiel ihm ein, überhaupt erneut diese Wangenrundung, der Winkel der Nasenwurzel; es war an diesem Morgen nicht leicht, darüber hinaus einen klaren Gedanken zu fassen.

Immer wieder umkreiste ihn diese Vorstellung, die zugleich eine lächerliche und absurde Zumutung war: dass etwas in seinem gegenwärtigen Leben durch ihn selbst korrigierbar sei - den Versuch in jedem Fall lohne, eine Korrektur zu erproben; und sei es nur um der Sicherheit willen, jedes Versäumnis so auszuschließen.

Das Gedankenspiel war absurd, er ließ es sich in der lauen Novemberluft auflösen, doch wie ein gegen den Wind geworfenes Blatt kehrte es immer wieder zurück. Er spürte voraus, dass dies ein wenig ertragreicher Tag werden würde.

Später regnete es. Die Arbeitshast sog ihn auf wie gewohnt, ein schwarzes, gefräßiges Tier, es war, was er kannte und auch erwartete. Nervös und atemlos stolperte er am späten Abend durch seine Haustür.

Er hörte die gleichgültig schlurfenden Schritte, das harte, hallende Husten; er trat auf Taschentücher und Aschenreste.

VI

Er nahm diesen Tag, den längst beschlossenen, ohne Erinnerung in sein Bett.

Eine neue, ihn beunruhigende Beobachtung in seiner Kellerkneipe des abgelegenen dunklen Stadtviertels sollte ihn ein zweites Mal während des folgenden Abends beschäftigen und seine Befürchtung bestätigen: Zwei Tische neben ihm saß - durch einen Backenbart leicht getarnt - erneut ein Mann, den er kannte.

Er kannte ihn über Jahre. Nicht nur, dass er sein Arbeitskollege gewesen war - es war auch der Mann, der mit böartigen Unterstellungen und schließlich jenem Intrigenspiel seine Arbeitsexistenz untergraben hatte. Es war der Mann, den er wie keinen anderen sonst mit Recht seinen Lebensfeind nennen konnte.

Er saß hier, und alles wies darauf hin, dass er dem gleichen Fall auf der Spur war wie Silberger selbst. Er sprach, die beginnende Hinterkopfglatze flüsternd nach vorn gebeugt, mit zwei genau jener Leute, die auch für Silberger in diesem eisern betriebenen Puzzle der Indizien und Alibis von Wichtigkeit waren und die er wochenlang zäh umlagert hatte.

Sein fester Arbeitsplatz, der seriöse Name des Zeitungsblatts sicherten ihm, wie zu befürchten war, einen unstatthaften, unannehmbaren Vorsprung. Silberger fühlte diesen Gedanken wie eine metallene Klammer um seinen Hals, seine Brust.

Auch Silberger selbst hatte bei seinen nächtlichen Wegen in diese Kneipe kleine Veränderungen an seinem Gesicht vorgenommen, vor allem die sonst geordneten Haare einer gewissen Verwilderung überlassen. Es war nicht sicher, was ihn erwartete, wenn einer der Männer in diesem Viertel oder auch einer ihrer Komplizen sein Anliegen zu durchschauen begann. Zusätzlich hatte er sich mit einer Gaspistole gerüstet, und bis er das Pflaster spät abends verlassen hatte, klebte ihm Furcht an den Sohlen.

Doch auf diese Gegnerschaft war er nicht gefasst gewesen.

Sie schien ihm bedrohlicher, härter, perfider als alle andern befürchteten.

Er sah auf den schwarzen Bart, den beim Sprechen wie mahlenden Unterkiefer und fühlte, wie jeder Gedanke lauernden Argwohns in bohrende Wut umschlug, mehr und mehr auch von Kampflust gespeist, und in Bilder kompromissloser, handgreiflicher Abwehr mündete.

Erschreckt hielt er den Gedankenfluss jedes Mal an, ihm war bewusst, dass er lediglich phantasierte, und doch - den Ohren, der Hand war der lauernde, dumpfe Schlag aus dem Hinterhalt schon vertraut, die gegen den anderen zielende Klinge nahm manchmal fast sichtbar schimmernde, blanke Konturen an.

Mit neuer Irritation registrierte er einen kurzen Seitenblick, mit dem dieser Schwarzbart ihn musterte, ein Blick, der stechend und scharf schien, zweifellos gleichfalls prüfend und lauernd, und keine Deutung drängte

sich auf wie die, dass diesen Mann genau diese selben Gedanken bewegten. - Silberger krallte die Hand um sein Glas, presste es hart an die Lippen, atmete hastig und flach.

Diese, vielleicht die folgende Nacht musste eine Entscheidung bringen. Er stürzte ein nächstes Glas in den Hals, bestellte ein drittes. - Diese Rechnung stand lange schon offen, die Entscheidung war fällig.

Der Schwarzbart entfernte sich schließlich die hintere Treppe hinunter - dies tat er manchmal, um dann ganz unversehens erneut zu erscheinen, Silberger leerte zwei weitere Gläser, wartete, fast eine Stunde verging: der Platz des Schwarzbarts blieb leer. Silberger tappte nun selber ins Freie.

Seine Hand hielt die Gaspistole umklammert, er lauschte dem dünnen Hall seiner Schritte, er sah von Laternenpfahl zu Laternenpfahl die Schatten seine Füße umkreisen.

Auch am folgenden Abend begoss er die schwarzen Gedanken, die dunkel wuchernde Wut mit zahlreichen Gläsern.

Der Schwarzbart durchmaß mit gewichtigen Schritten den Raum, dann war er wieder verschwunden.

Erneut tappte Silberger inmitten kreisender Schatten, durch hallende Häuserschluchten nach Haus.

VII

Als er, im faden Dunkel der Wohnung, die Küche betreten wollte, verspernte ihm ein schwarzer, etwa brusthoher Hügel den Weg, er rüttelte kurz darauf an zwei starren Schultern, zerrte auch an der dunklen, lockigen Mähne, der Widerstand wollte nicht weichen. Ein kurzes, brüchiges Husten, nicht hallend wie er erwartete, doch immerhin dies bekannte Husten, Silberger schlug mit dem Fuß an die hölzernen Beine des Hockers, stieß nochmals gegen den schwarzen Hügel darüber, der schwankte endlich, plötzlich stürzte die starre Gestalt - nochmals ein mattes Husten ausstoßend - hart auf die Dielen.

Silberger sah die Türme der Töpfe und Tassen im Licht der Straßenbeleuchtung blinken, der Geruch von kalter Asche und faulendem Obst kroch ihm scharf in die Nase, auf einmal spürte er seine Fäuste sich ballen und wie selbständig Leben gewinnen, er trommelte mit Wucht auf den Widerstand, den nun am Boden kauern den Körperhügel, vor seinen Füßen ein.

Dass dieser fast ohne Gegenwehr blieb, steigerte seine Wut nur ins Maßlose. Er trommelte, hämmerte, stieß auch die Füße nach vorn. Endlich horchte er, selber am Boden kauern, erschöpft - der dunkle Körperberg lag ohne Regung, sogar ohne Atem.

Er wischte sich über die Stirn, griff die Gestalt bei den Schultern, schleifte sie auf die Veranda, zerrte sie durch die Tür, ließ sie dann in die Büsche des Gartens rollen.

Der nahe Holzschuppen fiel ihm in Auge, er zog die schwarze, unverändert reglose Gestalt darauf zu, er entriegelte mit heftig zitternden Händen die Tür, stieß eine Leiter, altes Gerümpel und Werkzeug beiseite, dann schob er den schlaffen, gleichzeitig ungefügten Körper hinein.

Er kehrte mit schwankenden Schritten zurück, befestigte am Riegel ein zweites, sicheres Schloss.

Dann ging er hinab in den Keller.

Die Spinne lag ohne Bewegung ausgestreckt auf den weißen Fäden.

Er fand eine alte Öllampe, leuchtete damit die Netze ab. Sie waren mit Scharen von Ungeziefer gefüllt, wie immer, drei Ratten hingen eng beieinander, längst reglos wie graue Kokons. Er ließ sich nieder auf dem gewohnten Stuhl.

Der Blick auf den spiegelnden Chromuntersatz der Lampe, über die er sich beugte, erschreckte ihn: Er sah einen halslosen, schwarz geränderten Asselkopf. Die Augen blinzelten seitwärts; jetzt wedelten, unter dem dunklen, geriffelten Panzer, auch die schwarzen und kurzen Beine rechts und links durch die Luft.

Es war unmöglich, dass er sich selbst sah. Keine Konturen eines Gesichts, das er kannte. Doch sicher war, dass genau seiner Kopfbewegung entsprechend - sich der Lampe zubeugend und wieder entfernend - die Umrisse der Assel auf der Metallrundung näher kamen und wieder verschwanden.

Er erhob sich, merkte jetzt, dass er taumelte. Die Lampe fiel auf die Erde. Silberger bückte sich, wieder

rollte sie fort, er bückte sich nochmals, stolperte, stürzte kopfüber.

Die Spinne umgriff ihn mit allen Beinen zugleich.

Er war erstaunt, wie sanft sie den Nackenbiss ansetzte.

Die Netze schwankten um seinen Leib, er machte keinen Versuch einer Gegenwehr, alles rollte ab wie das hundertmal gesehene Schauspiel.

Die Spinne umarmte ihn oft. Wickelte ihn, behutsam – so schien es – in immer festere Schlingen.

Mehrmals täglich setzte sie ihren saugenden Kuss an.

Silberger spürte, dass sich die Haut, die Adern zu falten begannen; die Gliedmaßen schrumpften, alle verbliebenen Gedanken des Widerstands schrumpften. Jeder Gedanke in ihm wurde faltig und blass.

Er verlor alles Empfinden von Dauer. Die tanzenden Beine schaukelten ihn. Der saugende Mund sog alles Wissen von Zeit aus ihm; alles Wissen von Schmerz. Jeden Gedanken von Freude, von Trauer, von Zorn.

Immer noch schrumpfte er.

Ein dämmeriger Rest von Empfinden blieb: dass er durchscheinend, wie gläsern zu werden begann. Winzig und gläsern wiegte er in den Netzen.

Da hörte er Schritte die Treppe herabkommen. Wie aus einer Schlafwelle auftauchend horchte er auf.

Er kannte den Mann. Mit festen, bestimmten Schritten betrat er den Kellerraum, trat an das Netz.

Silberger hatte gelegentlich daran gedacht: dass er komme und seine Spinne zurückfordern könnte.

Dass er, Silberger, entschlossen sein würde, sie ihm zu

verweigern.

Er liebte die Spinne, das würde er antworten. Sie war ihm der kostbarste Teil seines Hauses geworden.

Er hörte den Koffer klappen. Der andere griff nach der Spinne. Senkte sie - dies mit Flüstern und ruhigem Summen begleitend - behutsam zwischen die Schachteln und Stoffbündel. Silberger hörte den Koffer zuschlagen, das Schloss klicken.

Er spürte die Hände des andern auf seinen Schultern, auf seinem Gesicht. Sie Wickelten Fäden beiseite, schoben sie fort, trennten sie auf wie brüchige Tücher. Ein erster schimmernder Lichtstrahl drang durch die Augenschlitze.

Silberger fühlte, dass keine beliebige Bekanntschaft sie beide verband. Es war das Empfinden einer Jahrhunderte dauernden Freundschaft.

Der andere trug ihn mit großen Armen hinauf in sein Zimmer.

Legte ihn dort auf dem Bett ab.

An allen drei folgenden Tagen hörte Silberger noch die Schritte im Flur, in den Zimmern, im Garten.

Dann wurde es still.

Er war wieder allein.

VIII

Er hatte viel Zeit verloren.

Er dachte gelegentlich an den Schwarzbart. An die Gestalt im verriegelten Holzschuppen.

Für alles war es zu spät.

Er hatte noch nicht die Kraft, selbst in den Garten zu gehen.

Eine Kiste mit frischem Obst und Brot stand neben dem Bett, er nahm fast stündlich davon, er fühlte das Leben die trockenen Körperkammern durchschwämmen wie ein großer, wachsender Strom ein breites, versandetes Flussbett. Sein Freund und Bekannter war fort. Doch seine Gegenwart füllte noch heimlich die Wohnung.

Silberger hatte es ohne Zweifel gespürt: dass mehr als eine übliche Freundschaft sie beide verband. Und sicher weiter verbunden hielt.

Er sann den letzten lange zurückliegenden Begegnungen nach. Es gab da einen gewissen Respekt, den er - ebenso wie seine Frau - diesem Bekannten und Freund für seine gärtnerischen Leistungen gern zubilligte; dennoch konnte Silberger zugleich mit Belustigung über diesen Beruf des Gärtners sprechen:

Knollen und Samen auf ihren Plätzen im Garten verteilen, sorgfältig ausgezahlt, Beete-Reihen instandhalten und säuberlich abernten, Schädlinge jagen und Ladungen frischen Dungs auf die Schollen tragen...

All dies schien ihm abgelegen vom wirklichen Leben -

jedenfalls was er selber als solches empfand: den täglichen eiligen Puls der Menschen zu spüren, pochend von Hoffnungen, Wünschen, Ängsten; zu registrieren, was sie beschäftigte auf all den täglichen Rennstrecken ihrer Ambitionen; was sie in ihren großen und kleinen Kriegen bewegte, in denen man natürlicherweise unerlässlich Partei ergriff.

Der Freund und Bekannte hätte gegenüber diesem Kommentar mit keinem Satz der Rechtfertigung und Verteidigung reagiert - dessen war Silberger sich gewiss. Es hätte nicht seinem Wesen, der Art seines Denkens entsprochen, das für ein intellektuelles Duell wenig geschaffen schien, überhaupt durch einen Mangel an Schlagfertigkeit gekennzeichnet war.

Aber daneben drängte sich, im nochmals wertenden Rückblick, sonderbar hartnäckig das Bild eines hohen hundertästigen, hundertjährig verwurzelten Baumes auf, der seine Existenz mit den Wolken, dem Wind teilte, wortlos in sein eigenes Rauschen gebettet, der Sommerwochen, Regen- und Sturmtage auf seinen weitverzweigten Blattarmen schaukelte, viel zu beschäftigt, um mit den Reden der Leute im Umkreis des ringengepanzerten Stammes befasst zu sein.

Zu hoch gewachsen, um sich vom Klaffen vorüberjagender Hunde erschrecken zu lassen; zu sicher verwurzelt.

Etwas umgab diesen Mann und Freund, das ihm schon damals ein Rätsel gewesen war und es unverändert bis heute doch blieb.

Immer häufiger konnte Silberger die anfangs noch tas-

tenden, zunehmend sicherer werdenden Schritte durch seine Räume wagen.

Die Sonne der Vorfrühlingstage spielte auf seinen Fingern, wenn er am Fenster stand. Er sah lange hinaus in den Garten.

Manchmal fiel er wieder in seine alte Ohnmacht zurück. Er glaubte die Arme der Spinne auf seinen Hüften, auf seinem Gesicht, spürte den saugenden Biss im Nacken, trieb dann in lautlosen Zeittunneln, ohne Anfang und Ziel, in grauen Netzlabyrinthen gewiegt.

Es waren nur Träume, aus denen ihn dann ein Straßengeräusch oder der Schrei eines Vogels riss. Noch häufig glaubte er gläsern zu sein. Doch er war nicht mehr winzig, ohnmächtig, reglos.

Er wagte den ersten Schritt in den Garten. Ging zögernd von Beet zu Beet. Er wurde sich selber wieder bekannt.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag machte er diesen Weg durch den Garten.

Manchmal, im ersten Silber der Morgenstunden, sah er sich länger vor einem Baum oder Strauch verweilen, als sei er einer Entdeckung dabei auf der Spur.

Vor allem bei einem Strauch von mittlerer Größe hielt er an einem Morgen für viele Minuten an.

Der Strauch stand kahl und holzig in seinem Beet, der immer noch harten, grobkörnig aufgerissenen Nachwintererde.

Silberger sah ihn, wie er ihn vorher niemals gesehen hatte.

Er begann ihn in allen wechselnden Zeiten zu sehen,

die ihn verwandelten:

Voll praller Knospenspitzen, winzigen Blatthänden, die sich entfalteten.

Sah ihn an Regentagen, die Zweige unverdrossen dem Wind zugestreckt, sich wiegend im Duft kleiner Erd-schollen und Moosstraßen auf seiner Beete-Insel.

Sah ihn im Sommer, unter Staub und Hitze des Mit-tags, auf erfrischende Nässe warten.

Sah ihn im Herbst, behangen von glitzernden Regen-perlen.

Sah die Novembernebel um ihn den Raum des Gartens stumm und geheimnisvoll machen.

Sah seine Zweige gemustert von Eiskristallen.

Er kannte die Schnecken und Käfer, die ihn besuchten. Die Ameisen an seinen Wurzeln. Er fühlte sein Wurzel-netz, wie es sich unter der Erde ausspannte.

Er sah ihn am Morgen, am Abend.

Unter Sternen und Mond des Nachthimmels.

Es war kein rauschhafter, kein poetischer Sturm der Empfindungen, viel zu leise, fast nüchtern war es dafür.

Er lernte diesem Strauch zu begegnen, der seine Ge-schichte hatte und die er begreifen und teilen konnte wie die jedes anderen Wesens.

In einer Art des Begreifens, gewiss, die eine fast hefti-ge Geste unwiderstehlicher Zärtlichkeit war.

Er wusste inzwischen auch längst, dass es sich um kein einfach beliebiges Buschgewächs seines Gartens han-delte.

Immer noch einmal blätterte er in dem Album, das genau mit den Bildern des Gartens und dem dieses

Strauchs begann: den umgegrabenen Frühlingsbeeten, die seine Frau und er soeben gemeinsam bepflanzt hatten. Das musste gleich in der ersten Woche nach ihrem Einzug gewesen sein.

Es gab eine Geschichte um diesen damals winzigen Strauch - der Bekannte und Freund, und eben auch Trauzeuge, hatte ihn beiden als Hochzeitsgeschenk mitgebracht: eine Kreuzung zweier Sträucher, die er bisher nicht erprobt hatte, so sagte er. Es gab sie, mit großer Wahrscheinlichkeit, nur dieses einzige Mal.

So hatte sie auch bisher keinen Namen. - Silberger hatte ihm das Versprechen gegeben, den Strauch mit Sorgfalt im Blick zu behalten. Immer noch war er namenlos. Ihn wunderte jetzt, dass dieser Strauch wie jeder andere hier doch hatte gedeihen und wachsen können.

Er dachte noch länger darüber nach.

Am kommenden frühen Mittag klingelte es an der Haustür:

Seine Frau stand davor.

Silberger hatte auf keinem seiner Wege durch den Garten gewagt, den Schuppen zu öffnen.

Gelegentlich fiel für eine Sekunde sein Blick darauf. Doch es war ihm schon fast zur Gewohnheit geworden, diesen Blick sofort erneut auf ein Beet zu lenken, vielleicht einen Vogel, eine Formation kleiner Vorfrühlingswolken.

Seine Frau trat ins Haus: Sie hatte eine Reisetasche bei sich, deren eine Seite mit farbigen Bildern verschiedener Städte und Reiseorte beklebt war; sie trug einen

neuen, hellgrünen Faltenrock, der ihren Gang fast federnd und wippend erscheinen ließ, ihre Haare hingen in losen, lockigen Wellen bis über die Schulter, ihre Gesichtshaut war frisch, fast faltenlos und auffallend braun für die frühe Jahreszeit.

Sie hatte, irgendwo in der Stadt, eine kleine Wohnung bezogen, mit halbwegs erschwinglicher Miete, in den drei eben vergangenen Wochen war sie gereist, mit einer jungen Kollegin zusammen: in die Gegenden südlicher Berggipfel, war dort geklettert und Ski gefahren; das gehörte seit schon längerem zu ihren Plänen.

Sie hatte eine bessere Arbeitsstelle gefunden, ein günstiger Wechsel, der weitere Ausblicke bot, wenn sie die abendlichen Fortbildungskurse wie vorgenommen besuchte.

Sie saßen den Nachmittag lang am Verandafenster. Er sah auf die bläulich schimmernde Halskette, auf die locker die sanften Wangenrundungen umwehenden Haare. Er besah ihre Reisefotos. Sie aßen Obst und frisches Gebäck, das sie mitgebracht hatte.

Sie sprachen kein einziges Mal über den ihm damals hinterlassenen Brief; kein Wort fiel über die dunklen vergangenen Herbst- und Wintermonate.

Nur seine längere Krankenzzeit erwähnte er einmal.

Später gingen sie durch den Garten, besahen gemeinsam die Beete und Büsche, kaum mehr als ein erster grüner Hauch lag darüber, das zaghafte Grün erster Blattspitzen; doch das Versprechen erfüllte fühlbar die Luft. Es war ganz sicher, dass seine Frau das Haus seit Monaten nicht mehr betreten hatte.

Er wagte nicht, den Schuppen zu öffnen.

Einmal fragte er sie, ob sie inzwischen bei der Cousine wohne; dort hatte er sie anfangs vermutet, als sie gegangen war. Immerhin hatte er beide Seite an Seite vertraulich plaudernd im Wohnzimmer sitzen sehen.

Sie fragte zurück, wen er meine. Ihre Cousine habe sie seit Jahren nicht mehr gesehen und sie wisse einzig, dass sie im Ausland lebe und dort verheiratet sei.

Sie kehrten zusammen ins Haus zurück. Kaum traute er seinen Augen: Sie begann in den Zimmern, begann in der Küche, im Flur zu räumen.

Auch Silberger räumte. Noch am Abend waren sämtliche Zimmer wieder in Stand gesetzt, ließen die alte Gemütlichkeit wieder gut ahnen. Er machte sich klar, dass er das Ausmaß ihrer Verwahrlosung weit überschätzt hatte.

Auch in den Kellerraum ging er hinunter.

Er fand die Ecken voll Spinnweben, doch keines der Netze war dem vergleichbar, vor dem er beobachtend jene zahlreichen abendlichen Stunden verbracht hatte.

Zwei Stoffbündel - sie mussten aus jenem Koffer gefallen sein - lagen gleich bei der Tür; wirklich enthielten sie Pflanzensamen und Zwiebeln.

Am frühen Abend schon hatte Silberger die mit bunten Plaketten gemusterte Reisetasche vom Flur vor den Schlafzimmerschrank gestellt, einen Meter entfernt vom Schlafzimmerbett.

Er wünschte inzwischen entschieden, dass sie dort bliebe.

Wenige Tage darauf rief ihn ein früherer Arbeitskolle-

ge an.

Er erkundigte sich freundlich nach Silbergers Gesundheitszustand.

Es war der „Schwarzbart“. Tatsächlich hatte er sich seit einigen Monaten einen kleinen Backenbart wachsen lassen, wie er auf Silbergers Anfrage lachend bestätigte.

Keinem in der Redaktion war verständlich, warum er, Silberger, seinen Arbeitsplatz damals so plötzlich verlassen hatte; immer noch wunderten sich die Kollegen, dass er nicht schließlich zurückgekehrt war.

Silberger vermutete eine Vermittlung durch seine Frau. Die aber hatte, wie sie versicherte, niemanden bei der Zeitung gesprochen.

Zweifellos verhielt es sich so: Er selber, Silberger, hatte damals in eigener Initiative die Kündigung eingereicht. Unter den anderen Mitarbeitern kursierten die unterschiedlichsten Spekulationen warum. Doch wirklich hatte es keiner tatsächlich begreifen können.

An diesem Abend hatte er endlich den Mut.

Er ging an den Schuppen. Öffnete.

Eine schwarze Stroh puppe fiel ihm entgegen, der Kopf war stockfleckig, das Stroh der Gliedmaßen modrig und faul. Sie glich einer Vogelscheuche, die er einmal zu bauen begonnen doch niemals beendet hatte.

Es war Mitte März. Ein Jahr fast nach seiner Kündigung. Die lange Zeit einer ungewöhnlichen Krankheit lag hinter ihm.

Er wusste wenig, so fand er, über Beginn und Verlauf

dieser Zeitspanne.

IX

Im folgenden Jahr - seine Frau hatte die fremde Stadtwohnung längst wieder aufgegeben, die Tasche war neben dem Schlafzimmerschrank geblieben, Silberger verwaltete wieder Sessel und Schreibtisch der alten, häuslichen Redaktionsstube - plante er oft, den alten Bekannten, der doch wohl eher ein sehr guter Freund war, an seinem Wohn- und Arbeitsort zu besuchen.

Möglich, er könnte ihn über manches befragen, was damals tatsächlich geschehen war. Überhaupt: Zweifellos umgab die-sen Mann ein Geheimnis, das es noch zu ergründen galt.

Allerdings - der Wohnort lag eine gute Tagesreise entfernt, so verschob Silberger immer erneut diesen doch eigentlich sicher gefassten Entschluss.

Einmal erhielt er die Nachricht, dass sein Freund und Bekannter erkrankt und seit Monaten bettlägerig war.

Als sich nach einem weiteren halben Jahr endlich ein günstiger Zeitpunkt zum Aufbruch ergab, musste Silberger bei seiner Ankunft erfahren, dass der Gesuchte - vor nun bereits vierzehn Tagen - verstorben war.

Die schon ältere, doch noch sichtbar rüstige Haushälterin öffnete ihm, sie war auch die Nachlassverwalterin, und mit dem raschen, prüfenden Blick auf eine längere Zettelliste stellte sie fest, dass Silberger in den Kreis der Bekannten gehörte, denen ein kleiner Anteil

an der Hinterlassenschaft des Gestorbenen zustand - im Fall Silbergers betraf es die Bibliothek.

Mit einigen andern zusammen - dies in der Reihenfolge des Eintreffens, wie er erfuhr - war sie ihm so zu betreten und nach Belieben zu plündern erlaubt. Er kam als erster; in wenigstens dieser Angelegenheit war er somit doch halbwegs pünktlich ans Ziel gelangt.

Die Haushälterin führte ihn ohne weitere Umstände in den gemütlichen, kleinen, von Querbalken durchsetzten Dachkammerraum, entgegen dem ersten flüchtigen Eindruck war die Anzahl der hier gesammelten, auf immer neue zahlreiche Nischen verteilten Bücher bemerkenswert, beachtlicher noch ihre Themenfülle. Silberger begann seine Such- und Blätterarbeit, sie würde ihn länger in Anspruch nehmen, so merkte er.

Er war, die Bücherstraße allmählich in voller Länge durchmessend, erstaunt, in welchem Ausmaß der Freund sich als Bücherkenner und möglicherweise auch eifriger Leser erwies.

Mehrere Reihen dickerer Biologie- und Botanik-Fachbücher sparte er aus, plötzlich bemerkte er - dem schimmernden Kopfstück einer alten marmornen Stele vergleichbar – das spiegelnde Etikett eines Titelblatts mit einer längeren Reihe von Titelbuchstaben, die sich hartnäckig ihren Weg in sein Auge bahnte. Er las: „Materie und Gedankenstoff: Die Illusion aller sicht-“

Der Versuch der Entzifferung wurde an dieser Stelle abrupt unterbrochen, eben weil Silberger jetzt einen ungeduldigen Schritt in die Richtung der schimmernden Titelseite gesetzt hatte, ein Querbalken stand ihm im

Weg, er hörte den dumpfen Aufschlag an seiner Schläfe, dann - halb auf den Boden taumelnd und sich gleich wieder aufraffend - schwankte er schließlich zum kleinen Dachkammerfenster, luftholend, stützte die Arme aufs Fensterbrett.

Er wusste, dass er hier hinaus in den Garten sah - eine weitläufige Gartenanlage, die er vor vielen Jahren schon einmal durchwandert und aufrichtig dabei bewundert hatte, er erkannte nun auch die kleinere Baumschule, die sich nach gut fünfzig Metern anschloss - doch eigentlich war sie nicht klein, wie er jetzt sicher bemerkte, im Gegenteil parkähnlich weitgestreckt; möglicherweise hatte man sie in diesen vergangenen Jahren beträchtlich erweitert.

Ein seltsamer Sog, vielleicht auch einfach nur schlichte Neugier, zog ihn plötzlich zur Dachkammertür, gleich danach auf die Außentreppe.

Die Baumschule ließ sich hier gut überblicken, soweit er auf die Entfernung feststellen konnte, waren es Bäume der unterschiedlichsten Arten, nur wenige davon gruppiert nach einem erkennbaren Einheitsprinzip, doch der Eindruck einer behutsamen Pflege war überall Reihen von Obstbäumen standen dazwischen, zwei Baumgruppen schließlich, die ihn sogar an exotische Buschgewächse und Palmen erinnerten.

Silberger hatte sich längst auf den Weg durch den Garten gemacht, auch Leute waren dort unten beschäftigt, gruben, pflanzten und wässerten, mit einem Mal meinte er - es durchfuhr ihn mit freudigem Schrecken - unter jenen sonst fremden Leuten ein ihm vertrautes

Gesicht zu erkennen.

Tatsächlich: jetzt nickte der Freund und Bekannte, auf die Entfernung von gut zwanzig Metern, ihm sogar freundlich und ruhig zu; doch Augenblicke darauf war er schon wieder hinten den Reihen der Bäume und fremden Rücken verschwunden.

Silberger gelang es nicht, ihm entscheidend näher zu kommen und ihn zu begrüßen. Und ein letzter Zweifel blieb, ob er sich bei dem flüchtigen Austausch der Blicke vielleicht geirrt haben könnte.

Doch machte er eine andere Beobachtung jetzt, die ihn mit heftigem Staunen in ihren Bann zog: Einige der um ihn beschäftigten Menschen lehnten sich manchmal gegen die Stämme und Kronen der Bäume und schienen in diesem Anlehnen plötzlich verschwunden, jedenfalls konnte der scharf fokussierende Blick sie nirgends mehr ausmachen.

Er hatte keine Erklärung dafür, bis er sich den gemeinsamen Tätigkeiten und Handgriffen einfach anzuschließen begann.

In einem Moment des erschöpften Innenhaltens sah er sich plötzlich selbst gegen einen der Stämme gelehnt, es war ein Baum von mittlerer Größe und etwas in seinem Rücken hieß ihn auf sonderbare Weise willkommen, tief atmend fühlte er sich nach und nach einsinken in diesen Baum, bis er auf unerklärliche Art wie eins mit ihm war: seinen Wurzeln, der Rinde, den Blättern. Er löste sich wieder, stieg wieder hinein, füllte, bewohnte die Krone, es war ein teils schwebender, seltsam gehobener Zustand, teils wuchs er dabei mit der Erde zu-

sammen, in eine ungewohnte Geborgenheit.

Jetzt schien es sogar, dass er die Baumform verändern konnte. Jedem seiner Gedanken entsprechend wurde der Baum etwas schmaler, dann breiter, streckte die Äste steiler hinauf in die Luft, streifte mit ihnen den Boden, wenn er dies wollte; trieb sogar neue Blätter und Zweige hervor.

Vor allem das Vertrautsein war wichtig. Die unbedingte Gewaltlosigkeit. Das behutsame Gestaltenwechseln war möglich, doch wieder nicht völlig beliebig - es gab auch den Baum, diese ruhige, träumende Baumexistenz, ihrem Gestaltplan und eigenen Muster verpflichtet. Gleichzeitig doch war sie dem Spiel des Formen-Erprobens, des Muster-Befragens, überhaupt dieser ganzen vertraulichen Zweisamkeit keineswegs abgeneigt.

Auch gab es das sichere Wissen um die anderen Bäume im Umkreis: ihre den Boden durchspannenden Wurzelarme, ein Netz sich häufig berührender Finger und Hände, tastend, beinah mit Zärtlichkeit; ein Wissen um hundertzungige Blätterbotschaften, die nicht unbedingt nach Entfernung bestimmt schienen, wieder eher nach einer vielstufigen Skala reicher Verwandtschaft und Zuneigung.

Plötzlich - er hätte nicht sagen können, wie viel Zeit inzwischen vergangen war - war es kühler und windig geworden.

Einige Blätter färbten sich, fielen zu Boden.

Die Sonne wärmte den Baumgarten nur noch matt; die Luft schmeckte süß und gegoren, dann herbstlich

rau.

Es schien jetzt nicht ratsam, den Baum zu verlassen.

Es wurde dunkel und kalt.

Er verkroch sich ganz im Fasergeflecht des Stammes. Glitzernder Frost überzog die Blätter.

Wie damals in den Netzen der Spinne hatte jedes sichere Wissen von Zeit sich verloren.

Mit einem späten wärmenden Morgen fühlte er, dass er sich langsam wieder zu lösen begann. Tau lag jetzt auf den Zweigen. Hinaufwachsend und sanft in die Krone gelehnt, spürte er das Quellen der Knospen.

Plötzlich meinte er zu begreifen, dass er ein ganzes Jahr hier im Garten verbracht hatte. Sommer und Winter.

Es konnte aber auch nur die Zeit eines Tages wie die einer Nacht sein. Ein langer Abend, den nach und nach eine Glocke von Kälte und Frost überdeckte. Ein bildloser nächtlicher Traum, der sich nun in den Strahlen des steigenden Morgens verflüchtigte.

Plötzlich war er zurückgekehrt in ein klar begreifbares Jetzt; in ein neues Erkennen von Zeit.

Er verließ den Garten, kehrte in Eile ins Haus des Bekannten zurück - des Verstorbenen, wie ihm nun wieder bewusst war.

Die Nachlassverwalterin trat durch die Tür, sie kam von der Küche herauf und brachte einen Kaffee.

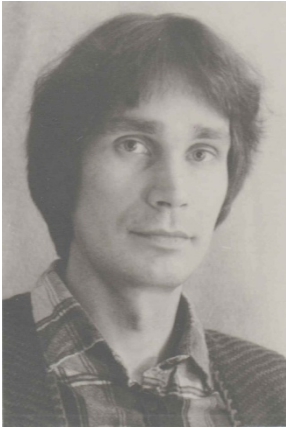
Jetzt half sie Silberger, der scheinbar benommen noch immer am Boden lag, mit einem fast männlich harten Griff und ruckhaften Zug auf die Beine, er rieb sich die Schläfe, schüttelte heftig den Nacken und damit ein

Stück des Unbehagens aus seinem noch leise dröhnenden Kopf, bedankte sich höflich.

Silberger erkannte wieder sein Buchetikett, er vollendete jetzt den Gang in die Ecke, die Hand griff tastend in Richtung des Buches, in dieser Bewegung spürbar begleitet von Zweifeln, ob es sich angesichts dieses Zugriffs nicht plötzlich auflösen könnte. Dann las er nochmals die Überschrift: „Materie als Gedankenstoff“ - eine kleinere, ihn jetzt überraschende Korrektur, wie er sah, die er mit diesem genaueren Blick auf die Reihe der deutlich gedruckten Buchstaben doch akzeptieren musste. Und endlich ließ sich der weitere Teil des Titels ergänzen: „Die Illusion aller sichtbaren Formen und Dinge.“

Es war der vollständige Titel.

Der Duft des Kaffees begann seinen Weg durch die Dachstube, durch alle Regale, in jede der Nischen, legte überall ein weiteres Stück an Gemütlichkeit zu, es war ein unwiderstehlicher Siegeszug. Silberger stellte die Tasse neben sein aufgeschlagenes Buch, saß nun, mal an dem einen dann an dem anderen nippend, die Beine von sich gestreckt mit ungeduldigen Atemzügen; er würde lesen bis spät in die Nacht, das wusste er sicher.



Winfried Paarmann

Lebt als Autor und Lehrer in Berlin

Veröffentlichungen:

Lyrikbände:

Lichtes Gedächtnis im Europäischen Verlag

Mein helleres Weltgehör Athena-Verlag

Heiteres:

Lächelleicht bis heiter im Möllmann-Verlag

Neues von den Bremer Stadtmusikanten, nach Grimm

und mit grimmigen Varianten im Deutschen Theaterverlag

Preis des Mainzer Theaters

*Zahlreiche Veröffentlichungen und Beiträge
in Zeitschriften und Anthologien*

www.paarmann-autor.de

w.paarmann@freenet.de